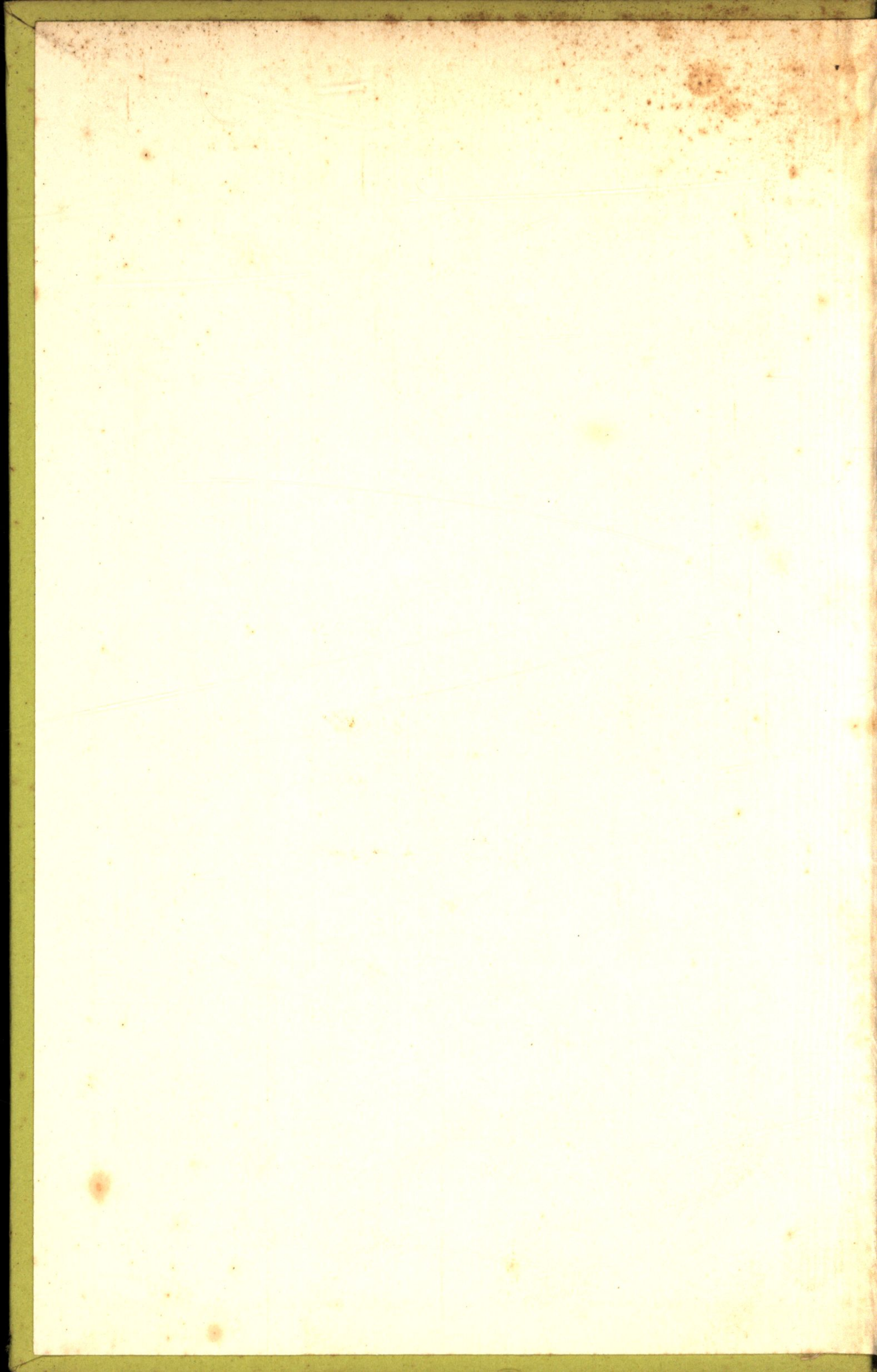
Arnold Oskar Meyer

Bismarcks Glaube

Nach neuen Quellen aus dem Familienarchiv



A. O. Meyer ♣ Bismarcks Glaube



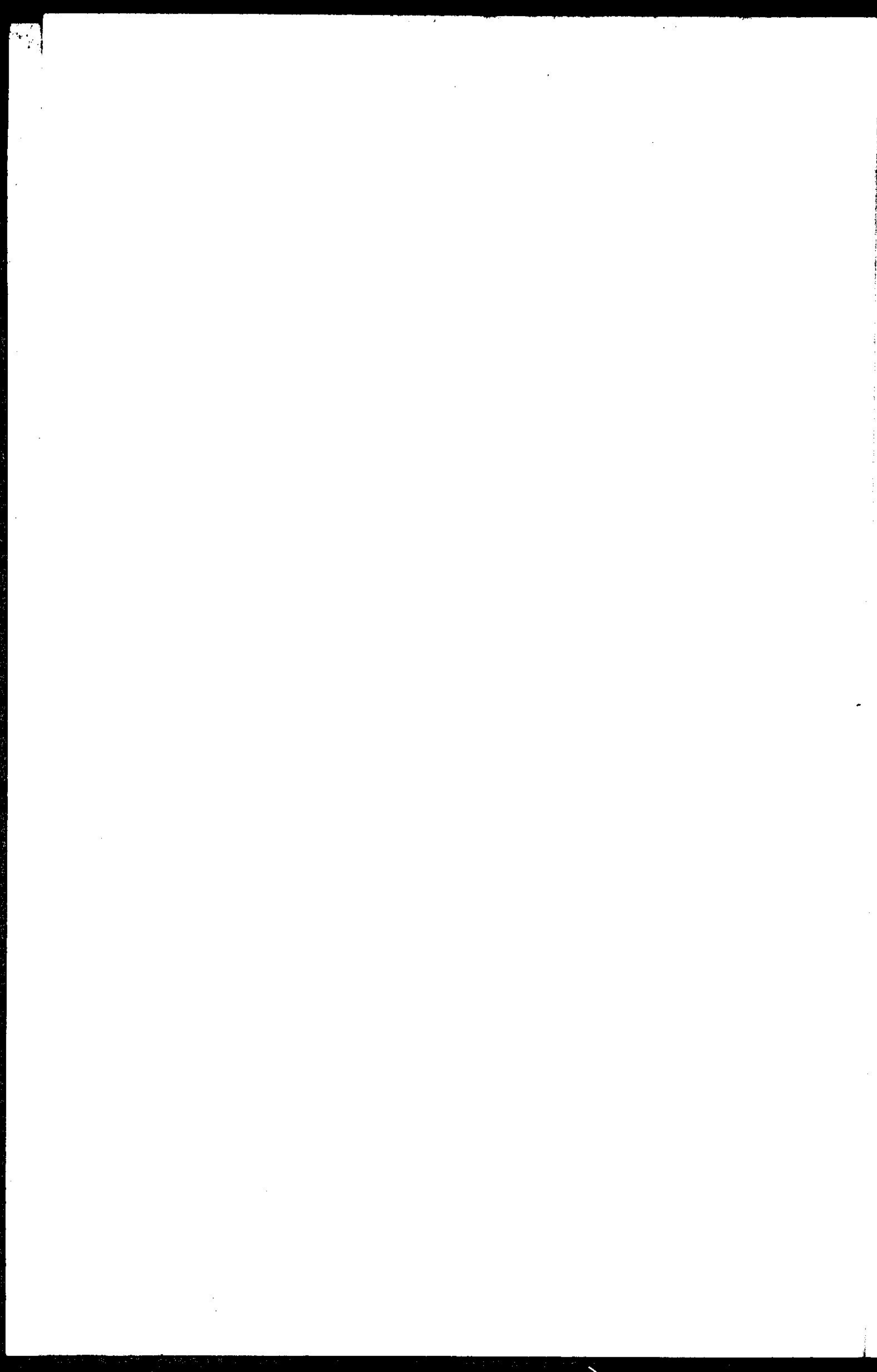
Erwin Laaß

zur Erinnerung an seine
Berliner Studienzeit

vom

Nov. 1937.

A. O. Meyer.



Arnold Oskar Meyer

Bismarcks Glaube



Bismarcks Glaube

Nach neuen Quellen aus dem Familienarchiv

von

Arnold Oskar Meyer

Mit zwei Abbildungen

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Vierte, durchgesehene und ergänzte Auflage

Alljährlich strömen aus früher verschlossenen Archiven neue Quellen zur Geschichte des Staatsmannes Bismarck befruchtend in die historische Forschung hinüber, ohne daß ein Ende schon abzusehen wäre. Gerade für die größte Zeit, für die Periode der Reichsgründung, ist ihr Fluß noch ununterbrochen und auf lange hinaus kein Versiegen zu erwarten. Anders steht es mit den Quellen, die uns in Bismarcks Innenleben blicken, sein Menschentum erkennen lassen: sie flossen am stärksten in den Jahren nach seinem Tode, und die uns damals durch seinen Sohn Herbert geschenkten Briefe an Braut und Gattin — das Schönste, was Bismarck je geschrieben — bilden noch heute und für alle Zeiten die Pforte ins Allerheiligste seiner Seele. Was damals und später sonst noch an Briefen und Gesprächen, an Erinnerungen von Freunden und Mitarbeitern, wie Keudell, Tiedemann, Lucius und anderen, nach und nach ans Licht kam, brachte reichste Fülle des einzelnen und manch schönes Gesamtbild der Persönlichkeit, brachte unvergeßliche Worte und Augenblicksbilder, aber doch nur ganz Weniges, was den Schleier von dieser ebenso keuschen wie großen Seele so freimütig hinwegnahm wie die Briefe an Johanna es taten. Und mit der Zeit flossen die Quellen des persönlichen Lebens immer spärlicher; denn der Kreis derer, die Bismarck nahestanden, wurde immer kleiner, und neue Einblicke, wie sie uns für sein politisches Wirken an so mancher Stelle noch bevorstehen, sind für sein inneres Leben wohl nur ganz vereinzelt noch zu erwarten.

Um so dankbarer war ich seinem Enkel, dem Fürsten Otto, für das Vertrauen, mit dem er mich in die kleinen Kalender blicken ließ, die das unmittelbarste Zeugnis für Bismarcks religiöses Leben in der Zeit seines staatsmännischen Wirkens bilden,

von 1864 bis zu seinem Tode jahrein jahraus sein Begleiter, zugleich Andachtsbuch und Notizkalender: „Die täglichen Loosungen und Lehrtexte der Brüder-Gemeine", das alljährliche Weihnachtsgeschenk seines Freundes Hans von Kleist-Retzow, der stets ein frommes Geleitwort hineinschrieb. Bismarck hat sie in der Regel abends vor dem Einschlafen gelesen[1] und die Bibelstellen oder Gesangbuchverse, die besonders zu ihm sprachen, angemerkt, manchmal auch einen Zusatz zu ihnen gemacht. Was diese Lesespuren uns für die Kenntnis seiner religiösen Anschauungen und Stimmungen bieten, ist an Umfang nicht viel, doch gewichtig an Wert. Denn sie bilden die denkbar lauterste Quelle, weil Bismarck in diesen Büchlein nur mit sich selbst und mit seinem Gotte Zwiesprach hält, und sie beleuchten gerade die Periode, für die wir sehr viel weniger und zumeist auch nicht so unmittelbare Zeugnisse seines Glaubenslebens haben wie für die Frühzeit seines Mannesalters, die Zeit der Verlobung und der jungen Ehe. Umfassen sie doch von 1864 an lückenlos die ganze Zeit, in der Bismarck als führender Staatsmann wirkte, und darüber hinaus die Jahre nach seinem Sturz! Sie verheißen also auch einen Beitrag zu der Frage, in welcher Weise die Religion in Bismarcks Politik mitgesprochen hat — eine Frage, die in ihrem tiefsten Grunde freilich hinabreicht in das große Rätsel der Persönlichkeit. Außer den Loosungen hat Bismarck noch ein anderes Andachtsbuch besessen und anscheinend regelmäßig benutzt, die „Tägliche Erquickung für gläubige Christen. Biblisches Spruch- und Tagebüchlein, enthaltend auf jeden Tag des Jahres einige Worte aus der Heiligen Schrift, nebst beigefügten Erklärungen von Dr. Martin Luther".[2] Manch wertvoller Zug, der das aus den Loosungen gewonnene Bild willkommen ergänzte, war aus diesem Buche zu entnehmen.

Vergegenwärtigen wir uns, ehe wir Bismarcks Handexemplar der „Täglichen Loosungen" aufschlagen, in großen Zügen das Bild seiner Religiosität, wie es sich auf Grund der bisher bekannten Quellen und Forschungen ergeben hat! Das Schwergewicht der zahlreichen Darstellungen dieses Themas von immer neuem Reiz[1] lag bisher auf den Jahren des frühen Mannesalters, als der an Selbstbekenntnissen reichsten Zeit. Die Beweggründe seiner Bekehrung von der Skepsis zum Glauben, sein Verhältnis zum Pietismus, zur Romantik, zur Mystik, der Anteil seiner Liebe zu Johanna an seiner inneren Wandlung, das Willensmäßige des Tatmenschen, das — im Gegensatz zu Beschaulichkeit und Quietismus — Bismarcks Religion kennzeichnet, die für sein Empfinden unlösbare Verkettung des Sittengesetzes mit dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, seine Stellung zur Bibel, zum Gebet, zur christlichen Heilslehre: das etwa und dazu in zweiter Reihe Fragen wie die nach Bismarcks Verhältnis zur Kirche, der evangelischen wie der katholischen, und zum Gedanken des christlichen Staates, endlich auch das Thema Religion und Politik, sind die wichtigsten Probleme, mit denen die Forschung sich wiederholt abgegeben hat. Sie zeigt dabei mancherlei Schattierungen der Auffassung und ist nicht frei von Widersprüchen, steht aber im ganzen doch unter dem überwältigenden Eindruck einer religiösen Gemütskraft, die sich vielleicht nachempfinden, aber nicht zergliedern läßt. Das Letzte und Tiefste alles religiösen Lebens liegt jenseits der Grenze des Erforschbaren. Kann der Mensch doch kaum die Triebe seines eigenen religiösen Empfindens mit restloser Klarheit deuten — geschweige denn die eines anderen, und gar eines Großen, den er nur ahnend zu begreifen vermag.

Über die elementaren Grundlagen von Bismarcks Religiosität aber kann es keinen Zweifel geben. Sie lagen zunächst in

dem ältesten und stärksten aller religiösen Triebe, in dem Gefühl der ohnmächtigen Abhängigkeit von einer höheren Gewalt. Aus diesem Triebe entsprang sein erstes Gebet seit den Tagen der Kindheit, das Gebet bei der Erkrankung seiner Seelenfreundin Marie von Blanckenburg (1846) — die Angst des Herzens war damals stärker als alle Zweifel der Vernunft am Werte des Gebets.[1] Das aber, was ihn dauernd und mit tiefster innerer Notwendigkeit aus der Skepsis seiner Jugendjahre erlöste, war nicht die Seelenangst einer Stunde. Ein Mann, den es so mit seinem ganzen Lebensdrange nach der schöpferischen Tat verlangte wie Bismarck, konnte nicht bei der Skepsis stehen bleiben, die alles für sinnlosen Zufall hielt, bei der trostlosen Anschauung, das Menschenleben sei „vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder".[2] Er konnte nur handeln, wenn er an einen Sinn des Handelns glaubte, und einen zureichenden Sinn fand er nirgends als im Glauben an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. In seiner eigenen Natur, nicht in äußeren Einflüssen oder Erlebnissen, lag also der Keim seines Glaubensbedürfnisses. Seine Liebe zu der frommen Johanna von Puttkamer, die Einsicht, daß er ihre Hand als Ungläubiger nicht erringen konnte, haben den bereits durchgebrochenen Keim nur befruchtet, seine Entfaltung gewiß beschleunigt; aber das Entscheidende war doch, daß die Bejahung des Lebens als sinnvoll und als gottgelenkt ihm eine unentbehrliche Daseinsgrundlage bedeutete.[3] Er wurde zum gläubigen Menschen, weil es ohne Glauben keine Schaffensfreudigkeit für ihn gab. „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann." So schrieb er im Beginn seiner Frank-

furter Diplomatenjahre, am 3. Juli 1851, an seine junge Frau. Und an 20 Jahre später, während des deutsch-französischen Krieges, sagte er im Tischgespräch: „Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben!... „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut."[1]

Der Zusammenhang mit Gott und der Unsterblichkeitsglaube waren aber für Bismarck nicht nur der Boden, auf dem sein Glaube an einen sinnvollen Hintergrund dieses irdischen Chaos erwuchs, sondern zugleich der einzige Grund, den er für die Verbindlichkeit des Sittengesetzes gelten ließ. „Für einen Menschen, der nicht an Pflichten glaubt, die ihm im Wege göttlicher Offenbarung auferlegt sind, sehe ich nichts in der Welt, was ihn abhalten sollte, nach seiner Phantasie das Leben zu genießen, außer der Furcht vor Schaden an Person und Vermögen."[2] Dieses Bekenntnis, das der Frankfurter Bundestagsgesandte i. J. 1852 seinem Chef, dem Ministerpräsidenten von Manteuffel gegenüber ablegte, hat Bismarck später noch oft und nachdrücklich wiederholt, besonders stark in dem schon erwähnten Tischgespräch während des Krieges gegen Frankreich: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höhern Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine thun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht."[3] Es gab für ihn keine andere Quelle der Sittlichkeit. In der Zeit der sozialen Reformgesetzgebung, die nach seinem Worte „Bethätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiet der Nächstenliebe" war, hat er vor versammeltem Reichstag erklärt:

„Auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre anderen Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Überreste des Christentums ihrer Väter sind."[1]

Jener uralte und ewige Trieb alles Religiösen aber, das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht, der Wehrlosigkeit gegenüber dem Geschick, der Kleinheit gegenüber Gott, ist in Bismarck nur immer stärker geworden, je schwerer die Verantwortung seines hohen Amtes auf ihm lag. Nichts als der Glaube, daß diese höhere Macht nicht blinder Zufall sei, sondern göttliche Fügung, gab ihm die Kraft, sich selbst zu schicken, andere zu trösten und seine Verantwortung zu tragen. „Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hülflos, soweit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun als uns in Demuth unter Seine Schickung beugen" — so schrieb er seinem durch den Tod des Sohnes schwer getroffenen Schwager.[2] Nach seiner Ernennung zum Minister aber beruhigte er die besorgte Gattin mit den Worten (1. Oktober 62): „Gott der Herr hat mich noch in keiner unerwarteten und ungesuchten Lage verlassen, und mein Vertrauen steht fest, daß Er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zu Schanden werden lassen, auch an Gesundheit nicht." Und nach dem ersten großen Erfolge, nach dem dänischen Kriege von 1864, vor der Abreise zu den Friedensverhandlungen nach Wien, die demütigen Worte (20. Juli): „Gott wolle uns ferner in Gnaden leiten und uns nicht der eignen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle." Als dann dem von Erfolg zu Erfolg

geschrittenen Reichsgründer der Generalsuperintendent Büchsel seine Freude darüber aussprach, daß ihm „alles so wunderbar gelungen" sei, da zählte ihm Bismarck eine Reihe großer politischer Unternehmungen her, indem er bei jeder nachwies: „So habe ich's gewollt, und so, ganz anders, ist's gekommen. Ich will Ihnen etwas sagen: ich bin froh, wenn ich merke, wo unser Herrgott hin will, und wenn ich dann nachhumpeln kann."[1] Das Gespräch atmet den Geist des berühmteren Worts: „Man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen — das ist Alles."[2] Und dieser selbe Geist blieb auch dem gestürzten Kanzler treu: er erfüllt seine beiden Reden in Jena, vom 30. und 31. Juli 1892, in denen Bismarck es nachdrücklich ablehnt, daß die Lösung der deutschen Frage und die Gründung des Reichs seiner „vorausberechnenden Geschicklichkeit" zugeschrieben werde statt der Vorsehung Gottes.

In diesen großen und einfachen Grundlagen der Religiosität Bismarcks: im Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht, im Glauben an einen Sinn des Lebens dank einer göttlichen Vorsehung, in der Überzeugung eines tiefen Zusammenhanges zwischen geoffenbarter Religion und Sittlichkeit, endlich in der Unterwerfung unter das göttliche Sittengesetz, findet sich keine Wandlung und kein Schwanken durch Bismarcks ganzes Leben seit seiner Bekehrung. Nur daß in Zeiten schwersten Druckes der Verantwortung und größter Entscheidungen das Bedürfnis nach einem religiösen Halt stärker war als in ruhigeren Zeiten. In der Konfliktszeit habe er, so erzählt Keudell nach Bismarcks eigenem Bekenntnis, nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen.[3] Die Lesespuren in den „Loo=

sungen und Lehrtexten" werden uns zeigen — im Einklang mit anderen Quellen —, daß die Jahre des Konflikts und der Reichsgründung die religiös am stärksten bewegte Periode seiner Ministerzeit gewesen sind.

Auch in Bismarcks Stellung zur Bibel sind keine Wandlungen seit seiner Bekehrung festzustellen. Er ist niemals, auch nicht in der Zeit des vertrauten Umgangs mit den pommerschen Pietisten, ein buchstabengläubiger Bibelleser gewesen. Schon in den ersten Wochen nach seiner Verlobung schrieb er der Braut, daß er nicht alles glaube, was in der Bibel stehe. „Ich glaube zwar, daß sie Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es uns durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständniß unterworfen waren, hat übermacht und mitgetheilt werden können." Er wahrt sich also das Recht der Kritik und des Zweifels. Ja, er macht nach einem einfachen Gesetz historischer Quellenkritik Wertunterschiede zwischen den heiligen Schriften, je nach der Nähe des Verhältnisses, in dem ihre Verfasser zum Heiland standen. Den Apostel Paulus und den Evangelisten Lucas stellt er daher tiefer als die drei anderen Evangelisten.[1] Im Alter hat er zu seiner Schwiegertochter, der Gattin Herbert Bismarcks, gesagt: „Wenn ich alles glaubte, was in der Bibel steht, wäre ich Pastor geworden."[2] Daß er in den Jahren nach der wiedergewonnenen Gläubigkeit die Bibel regelmäßiger gelesen hat als später, wo er auch die Zeit dafür schwerer fand, bedarf keiner Erklärung. Sein Freund Hans von Kleist-Retzow schenkte ihm, weil dieses Nachlassen im Bibellesen ihn dennoch bekümmerte, die „Loosungen und Lehrtexte", deren täglicher Lesestoff, einige Zeilen, nur wenig Zeit beanspruchte.[3] Wir wissen aber, daß der große Staatsmann in seinen schwersten Stunden doch zur Bibel selbst griff. Am 14. Juni 1866, dem Tage, der mit der

Abstimmung im Frankfurter Bundestag die Entscheidung über Krieg und Frieden brachte, schlug er die Bibel auf und fand Trost und Hoffnung, als sein erster Blick auf Psalm 9, Vers 3—5 fiel: „Ich freue mich und bin fröhlich in dir und lobe deinen Namen, du Allerhöchster, daß du meine Feinde hinter sich getrieben hast; sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führst mein Recht und Sache aus; du sitzest auf dem Stuhl, ein rechter Richter."[1]

Wie das Bibellesen ließ auch das Bedürfnis des Gebets, als der Bitte um Hilfe aus der Bedrängnis der Stunde, mit der Zeit nach. Otto Baumgarten schreibt mit Recht: „Die Briefe an seine Frau [in der Frühzeit] sind fast auf jeder Seite Zeugen eines selbstverständlichen Gebetsverkehrs mit dem sorgenden Vater im Himmel."[2] Bismarck betete damals auch viel um zeitliches Wohl, aus der Sorge und Not des Augenblicks heraus, Sorge vor allem um die Gesundheit seiner Lieben, und meinte einmal selber, daß „ich... für Dich und die lieben Bälger leider mit mehr Ernst bete als für das Heil meiner Seele."[3] Für die spätere Zeit fehlen solche Zeugnisse oder werden doch seltener. Unvermindert aber sind die Zeugnisse für vertrauensvolle Unterwerfung unter Gottes Willen. Wir dürfen also nicht etwa ein Nachlassen des religiösen Sinnes annehmen, sondern eher eine zunehmende Verinnerlichung. „Man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht", schrieb er 1860 an Below-Hohendorf[4] unter dem Eindruck politischer Enttäuschungen, vielleicht auch noch unter der Nachwirkung seiner schweren Erkrankung. Die Unterwerfung unter Gottes Willen suchte er seinen Kindern schon im zartesten Alter einzuprägen. Seinem siebenjährigen Sohn Bill schrieb er 1859: „Wenn der liebe Gott uns krank werden läßt, so müssen wir es still aushalten

und geschehn lassen, was Er will, wenn es auch anders ist, als wir wollten. Das wirst Du auch wohl noch im Leben erfahren, wenn Du erst groß bist."[1]

Das Gebet der Hingabe an den göttlichen Willen, das Vater Unser, ist Bismarcks regelmäßiges Abendgebet geblieben, nicht als äußere Gewohnheit, sondern in so heiligem Ernst, daß er am Abend nach Blinds Attentat, am 7. Mai 1866, dem Hauslehrer seiner Söhne bekannte: „Es wird mir doch recht schwer werden, heute mein Vater Unser zu beten" — er hatte sich noch nicht dazu durchgerungen, daß er aufrichtigen Herzens beten konnte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern."[2] Die innere Läuterung, weniger die Bitte um Erfüllung von Wünschen, war ihm damals und bis ans Ende der Sinn des Gebets. Im Alter, als Mann von 72 Jahren, hat er einmal gesagt: „Ich erinnere mich, daß ich, als ich vierzehn Jahre alt war, das Gebet für unnütz hielt, da ja Gott doch alles besser weiß als ich. Ich denke heute noch so wie damals. Die Nützlichkeit des Gebets aber liegt in der Unterwerfung unter eine stärkere Macht."[3] Diese Bereitschaft zur Unterwerfung klingt noch aus seinem Wort vom 80. Geburtstag an die Rektoren der deutschen Universitäten: „Das Gebet im Vater Unser: Dein Wille geschehe! ist mir immer maßgebend; aber verstehen thue ich diesen Willen auch nicht immer." Das Nichtverstehen war damals mit schwerer Sorge um Deutschlands Zukunft verbunden; aber der Gedanke selbst, die Unerforschlichkeit des göttlichen Willens, rührt an den innersten Kern von Bismarcks Religiosität: in der Zeit vor seiner Bekehrung, bei der ersten Berührung mit den pommerschen Pietisten, stieß ihn nichts so ab wie „die Vermessenheit der Christen, die Gott zu kennen vorgibt".[4]

Bismarck hatte daher auch kein Bedürfnis nach dogmatischer

Festlegung des Glaubens. Er hat niemals, wie Max Lenz annahm, eine Periode der Orthodoxie durchgemacht, von der er „gegen Ende seiner Laufbahn zu einer freieren Religiosität zurückgekehrt ist".[1] Schon kurz nach seiner Bekehrung schrieb er der Braut: „Welcher Auslegung ist nicht das Wort Glauben in sich selbst und in Bezug auf das was die Schrift zu glauben befiehlt in jedem einzelnen Falle wo sie das Wort gebraucht, fähig."[2] Ihm war Glaube nicht der Anschluß an ein „formulirtes Bekenntniß", sondern demütiges Forschen und Beten, um zum wahren Glauben zu gelangen. „In keinem Felde ist wohl der Spruch ‚Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet' anwendbarer als grade in Glaubenssachen."[3] Er will nichts wissen von einem Privileg der Rechtgläubigkeit und stützt sich dabei auf Römer 14, 22: „Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott", auf 1. Kor. 8, 2: „So aber sich jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll", und auf zahlreiche andere Schriftstellen, die der Dogmatisierung des Christentums entgegenstehen.[4] Ihm selber genügte der Glaube an Gottes Vorsehung und Christi Erlösertod. Er nahm, wie Baumgarten treffend sagt,[5] von den Schätzen des Glaubens nur gerade soviel an, als er brauchte, um den Ausweg aus der Leere und Öde des Lebens ohne Gott und Heiland zu finden. Und da sein Christentum praktisch gerichtet war, Sittlichkeit und Religion ihm untrennbar zusammenhingen, so hielt er auch wenig von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Höher als das Wort des Evangelisten Markus (16, 16): „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden" stand ihm die „herrliche" Epistel Jakobi mit der warnenden Frage (2, 14): „Was hilft's, lieben Brüder, so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen?"[6]

Der 72jährige Kanzler hat sich einer Abordnung schwäbischer Pastoren gegenüber einmal ausführlich über das Recht persönlicher Glaubensfreiheit in echt protestantischem Geiste geäußert. Die Geistlichen „würden in den Synoden lernen müssen, auch entgegenstehende Ansichten neben sich gelten zu lassen. Allerdings bis zur Verleugnung Christi darf es nicht kommen, aber in einer Fortbildung, in einem gewissen Fluß muß doch das Dogma erhalten bleiben, in einen Zustand der Gefrorenheit soll man es nicht gerathen lassen. Verschiedene Glaubensmeinungen würde es innerhalb der Kirche immer geben, man sollte nicht die seinige für die ausschließlich berechtigte halten und jeder anderen die Berechtigung absprechen und gleich mit Ausschließen usw. kommen. Denn sonst wüßte ich nicht, worin sich unsere Kirche noch von der katholischen unterscheiden sollte, als dadurch, daß wir statt *eines* Papstes eine Menge Päpste hätten, was ja noch schlimmer wäre. Ich meine", fuhr er fort, indem er einfach und ungezwungen mit der rechten Hand eine schöne Bewegung machte, um die Arbeit des Landmanns nachzuahmen, „ich meine, wie unser Heiland sagt, um den Baum graben und Geduld mit ihm haben, sollte man sich mehr zur Regel machen, nicht gleich: Bieg oder brich, haue ihn ab und wirf ihn ins Feuer."[1] Dieselbe Warnung vor dem eingefrorenen Dogma und vor der Verketzerung Andersdenkender hatte schon dreißig Jahre früher der Neubekehrte seinen pommerschen Verwandten und Freunden zugerufen: „Wie habt Ihr doch meist so wenig Vertrauen in Euern Glauben, und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, Andre aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern usw. berührt zu werden."[2] Orthodoxie und Unduldsamkeit sind Bismarck lebenslang wesensfremd gewesen. Da ist

kein Wandel zwischen 1847 und irgendeiner späteren Zeit. Seine Stellung zur kirchlichen Lehre war — abgesehen von den christlichen Grundgedanken des Gottes- und Erlöserglaubens — allezeit frei und persönlich bestimmt. Vollends die These von Lenz, Bismarcks religiöse Haltung habe genau der politischen Richtung entsprochen, in der er sich jeweilig bewegte,[1] verkennt die ganz im einfach Menschlichen ruhenden Grundkräfte seiner Religiosität.

Zu dem Gedanken, das Dogma müsse in einer Fortbildung, in einem gewissen Fluß erhalten werden, paßt gut eine Äußerung Bismarcks in einem Briefe von 1869 an seinen amerikanischen Freund Motley. Er bat Motley, der drohenden Abberufung des von Bismarck hochgeschätzten amerikanischen Botschafters Bancroft entgegenzuwirken. Bancroft, schreibt Bismarck, „vertritt practisch denselben großen Entwicklungsprozeß, in welchem Moses, die christliche Offenbarung, die Reformation als Etappen erscheinen, und dem gegenüber die cäsarische Gewalt der alten und der modernen Zeit, die clericale und die dynastische Ausbeutung der Völker jeden Hemmschuh anlegt".[2] Auch hier also steht der Gedanke einer historischen Entwicklung der Religion im Gegensatz zu klerikaler und politischer Reaktion. Lebendige Entwicklung, freie Bewegung sind Wesenszüge seiner ausgesprochen protestantischen Religiosität.

Daher war auch der Kirchgang, den Bismarck bis zu seiner Ministerzeit möglichst regelmäßig pflegte, nicht etwas Unentbehrliches für ihn. Weshalb sein Kirchenbesuch in der Ministerzeit, zum Schmerz seiner pommerschen Freunde, nachließ und schließlich fast aufhörte, das hat Bismarck in seinem berühmten Brief an Andrae-Roman vom 26. Dezember 1865 teils mit Zeitmangel, teils mit gesundheitlichen Rücksichten ausreichend begründet.[3] Der Empfang des Abendmahls in der Kirche aber, zusammen mit der Gemeinde, wurde ihm innerlich

unmöglich gemacht, weil es ihm alle Andacht aus der Seele riß, wenn er „wie ein Tier im zoologischen Garten" von tausend Augen angegafft wurde. In der Stille seines Hauses und im Kreise der Seinen hat er sich das Abendmahl jährlich mindestens einmal (meistens in der Karwoche) reichen lassen. Seinen Hausgeistlichen ist die Weihe dieser Stunden — „wie er in der Beichte demütig vor seinem Gott sich beugt oder nach beendeter Feier mit stummem Kuß die Seinen umarmt" — unvergeßlich geblieben.[1] Die „Loosungen und Lehrtexte" bringen am Tage des Empfanges die Eintragung von seiner Hand: „Heil. Abendmahl". In seinem anderen Andachtsbuch aber, der „Täglichen Erquickung für gläubige Christen", hat Bismarck alle Sonntage des Kirchenjahres unter dem Datum, auf das sie fielen, und mit Angabe des Ortes, an dem er sie erlebte, regelmäßig eingetragen — ein deutliches Zeichen dafür, daß er auch ohne Kirchenbesuch den Sonntag als Sonntag empfand und in seiner Weise heilig hielt. In einem Tischgespräch zu Versailles (Oktober 1870) hat er sich grundsätzlich für Sonntagsheiligung ausgesprochen: „Nur will ich nicht, daß man die Leute zwinge [wie in England]. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet. Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es Unrecht ist gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienste, besonders nicht vom diplomatischen, wo auch Sonntags Depeschen kommen, die erledigt sein wollen."[2] Also auch hier die gleiche Abneigung gegen Zwang und Einförmigkeit der Regel wie auf dem Felde der kirchlichen Lehre. Der Mann, dem in der Politik, im irdischen Handeln, jede Doktrin unleidlich war, ließ auch sein religiöses Empfinden in keine Fesseln starrer Dogmatik oder kirchlicher Vorschriften schlagen.

Das sind die in allem Wesentlichen klaren und einfachen Grundlagen von Bismarcks Glauben, wie sie sich aus den bisher bekannten Quellen ergeben. Fragen wir nun, was die „Loosungen und Lehrtexte" uns weiteres zu sagen haben! — Viel besagt schon das Eine, daß Bismarck diese Bändchen nicht nur als Andachts-, sondern auch als Notizbuch benutzt und ihnen in knappen Stichworten anvertraut hat, was ihn an Erlebnissen und Eindrücken des Tages bewegte. Das Weltliche und das Religiöse lag für ihn nicht in getrennten Sphären, sondern gehörte zusammen. Und so spiegelt sich in diesen Kalendern sein religiöses Leben eng verbunden mit dem Schaffen, Wirken und Leiden des ganzen Menschen. Nicht nur die großen historischen Ereignisse und die dienstlichen Pflichten des Tages, wie Vortrag bei S. M., Sitzung des Staatsministeriums, Begegnung mit politischen Persönlichkeiten u. dgl., werden kurz verzeichnet, sondern auch das ganz Persönliche, sein und der Seinigen Befinden, Abreise und Ankunft, Geburtstagsfeiern u. a., die Gäste bei Tisch, Spaziergänge, -fahrten und -ritte, oft mit Angabe des Reitpferdes und des Weges, die Jagden mit Verzeichnis der Strecke, auch wohl eines Fehlschusses, vor allem aber — und das ist der stärkste Eindruck, den der Leser dieser kleinen Notizen empfängt: in zahlloser Fülle immer aufs neue Zeugnisse einer Naturverbundenheit, wie sie inniger und lebendiger nicht gedacht werden kann. Gewiß ist damit nichts Neues über Bismarck gesagt; aber auch wer die Erdnähe dieser gewaltigen Persönlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Scholle, mit den Pflichten und Sorgen des Landmanns, seine Liebe zum Walde, zu Bäumen, Blumen, Vögeln, Haustieren kennt und in eben dieser Erdnähe die Urkraft sieht, aus der sein ungebrochen naturhafter Charakter entsprungen ist — auch er wird doch überrascht und ergriffen sehen, wie völlig unberührt von

der Riesenlast der Arbeit und Verantwortung seine reine, selbstverständliche Naturkindschaft geblieben ist.

Denn es ist nicht nur der beobachtende Landwirt und Forstmann, der seine Notizen über den Stand des Getreides und des Waldes macht: Roggen schlecht, Hafer gut — Roggen blüht — Roggen ausgewachsen — Weizen schlecht — Hafer reif — usw., der einen lang ersehnten Regen mit einem „Gott sei Dank endlich" begrüßt, der es festhält, an welchem Tage der Roggen gemäht, gebunden und eingefahren wird, wann das Erntefest ist, der auf Raupenfraß — Maikäferfraß in Eichen — Windbruch — Ahorn umgebrochen — Waldbrand, u. dgl. achtet. Es ist noch mehr der in und mit der Natur lebende Mensch, der im Sommer und Winter das Wetter beobachtet, ungewöhnliche Temperatur, den ersten Schnee oder Nachtfrost vermerkt, der auf dem Lande wie in der Stadt, auch ohne Hinblick auf die Landwirtschaft, in kurzen Worten die Witterung beschreibt: heiß — warm — rauh — kalt — feucht und dunkel — schön Wetter — kalt, klar, Sonne — kalte Sonne — warme Sonne — Sonne und Regen — Wind — kalter Ostwind — Nebel — Schnee — Hagel — Regen fein — Platzregen — Strichregen — Abends Regen — Abends Gewitter — Regen toto die — Schneegestöber — Schneesturm — viel Schnee — alles weiß — schneefrei — Thauwetter — Mond hell — Vollmond — warme Mondnacht — usw. Mit besonderem Anteil, bei spätem Frühling sichtlich mit Ungeduld, verfolgt er das Erwachen der Natur: Krokusspitzen — Schneeglöckchen Spitzen — Garten grün gesehn — kaum grün — bald grün — Knospen und Blumen — Stachelbeeren grün — Faulbaum blüht — Apfelblüthe — Pflaumenblüthe — lichtgrüne Buchen — grün Buchen, Eichen noch nicht — rothe Dorn blüht — einmal (1872) schon am 28. April: Kastanien blühn —

Juli. 92

— Niemand nimmt Mein Leben von Mir, sondern Ich lasse es von Mir selber. Joh. 10, 18.

Ich verehre Deine Liebe, — unbeflecktes Gotteslamm, — die durch ihre Feuertriebe — Dich gebracht an's Kreuzesstamm. — Ach, daß ich doch könnt' durchschauen — Dein von Lieb' durchglühtes Herz — und im gläubigen Vertrauen — dadurch lindern meinen Schmerz! 142, 1.

8 **Freit.** Wir wollen dem Herrn dienen; denn Er ist unser Gott. Josua 24, 18.

Sollten Herzen, die Dich nennen — und Dich kennen, — folgen einem andern Stern? — das sei fern! 534, 1.

— Gott hat Seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde. Joh. 3, 17.

Es ist Sein aufgethaner Schooß — ein sichres Schloß gejagter Seelen: — Er spricht sie von dem Urtheil los, — und tilget bald ihr ängstlich Quälen. 323, 3.

9 **Sonnabd.** Ihr werdet singen, wie zur Nacht eines heiligen Festes und euch von Herzen freuen. Jes. 30, 29.

Komm, komm mein Freudenlicht! — denn ohne Dich zu leben — ist lauter Herzeleid, — vor Deinen Augen schweben, — ist wahre Seligkeit. 688, 3.

— Wisset Ihr nicht, daß Ich sein muß in dem, das Meines Vaters ist? Luc. 2, 49.

Juli. 93

Alles unser Thun und Wort — sei zu jeder Stund' und Ort, — Lamm! in Deiner — Aehnlichkeit gethan! 425, 4.

28. Woche. 4. p. Trin.

10 **Sonnt.** Gott stehet in der Gemeine Gottes. Ps. 82, 1.

Majestätisch Wesen! — möchten wir Dich preisen — und im Geist Dir Dienst erweisen; — möchten wir wie Engel — immer vor Dir stehen, — die Dich gegenwärtig sehen: — laß uns Dir — für und für, — liebster Gott! in Allen — trachten zu gefallen. 1629, 3.

— Ich suche nicht Meine Ehre, es ist aber Einer, der sie suchet und richtet. Joh. 8, 50.

Preis, Lob, Ehr', Ruhm, Dank, Kraft und Macht — sei dem geschlacht'ten Lamm gesungen, — das uns zu Seinem Reich gebracht — und theu'r erkauft aus allen Zungen. 1623, 1.

11 **Mont.** Er ist weise und mächtig; wem ist es je gelungen, der sich wider Ihn geleget hat? Hiob 9, 4.

Ich folg' Ihm, wie Er mich will führen, — weil ich doch immerdar kann spüren, — daß nur Sein Rath allein besteht, — und daß nur dieses wird geschehen, — was Er, und nicht was ich ersehen: — drum laß ich's gehen, wie es geht. 930, 1.

— Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Matth. 5, 9.

„Loosungen und Lehrtexte" vom 7. bis 11. Juli 1870. (Verkleinerte Wiedergabe)

März. 45

Götter der Völker sind Götzen; aber der Herr hat den Himmel gemacht. Ps. 96, 4. 5.

Wer ist unserm König gleich? — unser Gott thut Wunderwerke. — Sagt, ob Der nicht helfen kann, — dem die Himmel unterthan? 908.

— Selig ist, der sich nicht ärgert an mir. Luc. 7, 23.

Der an dem Kreuz geschändet ward, — von Seinem Volk verleugnet, — und der, nach Seines Reiches Art, — mit Schmach die Seinen zeichnet, — ist mein und meiner Brüder Haupt, — an welches unsre Seele glaubt. 1630, 9.

9 **Freitag.** (5 Mose 8.)

Laß nicht zu schanden werden an mir, die Dein harren, Herr, Herr Zebaoth! laß nicht schamrot werden an mir, die Dich suchen, Gott Israels! Ps. 69, 7.

Ja, mache die zu schanden, die Dich hassen, — und sich allein auf ihre Macht verlassen. — Und kehre Dich mit Gnaden zu uns Armen, — laß Dichs erbarmen! 1004, 2.

— Da nahm Pilatus Jesum und geißelte Ihn. Joh. 19, 1.

Herr! laß Dein bitter Leiden — mich reizen für und für, — mit allem Ernst zu meiden — die sündliche Begier. 135, 5.

Imperator obiit!

„Loosungen und Lehrtexte" vom 8. und 9. März 1888. (Verkleinerte Wiedergabe)

aber noch am 20. Mai: Pappelschonung kahl. Im Jahre 1885 beobachtet Bismarck eine ungewöhnlich lange Lindenblüte in Varzin. Am 10. Juli: Linden blühn, am 18.: Linden blühn noch, am 28.: noch Lindenblüthe, am 1. und wieder am 3. August: noch Lindenblüthe, wenig. Am 2. Juni 1880: Potsdam, erfrorne Blätter und Felder. Auch das Nahen des Herbstes wird vermerkt: Blätterfallanfang —, in Friedrichsruh einmal schon am 15. August (1888): Ahornblätter Herbstfarbe. Doch die Boten des Frühlings werden mit ungleich stärkerem Anteil begrüßt als die Erscheinungsformen der übrigen Jahreszeiten. Er lebt so mit der Natur, daß es ihn stört, wenn er in den „Loosungen" auf einen Gesangbuchvers stößt, der nicht in die Jahreszeit paßt. Am 26. Februar liest er einmal:

> Ihr grünen Blätter in den Wäldern,
> Bewegt und regt euch doch mit mir;
> Ihr schwachen Gräschen in den Feldern,
> Ihr Blumen laßt doch eure Zier!

Da unterstreicht er die „grünen Blätter", die „Gräschen" und die „Blumen" und setzt an den Rand ein Fragezeichen.

Der Bismarck freundschaftlich nahestehende Amerikaner Bancroft schreibt: „Ich habe nie jemand schwärmerischer vom Landleben reden hören."[1] Bismarck selber hat einmal gesagt: „Ein Mensch, der die Natur nicht liebt, ist mir eine Enttäuschung, fast mißtraue ich ihm."[2] Sein Vertrauen in den Charakter seines Nachfolgers erlitt einen Stoß, als Caprivi die uralten Bäume im Garten des Kanzlerpalais abhauen ließ, um mehr Licht zu gewinnen. „Aus dieser Baumvertilgung spricht nicht ein deutscher, sondern ein slavischer Charakterzug."[3] Bismarck nannte die Freude an der Natur „ein Gottesgeschenk, das man sich selbst weder zu geben noch zu nehmen vermag".[4]

Die tiefste Freude aber hatte er am Walde, vor allem am Laub- und am gemischten Wald; der eintönige Kiefernwald der Schönhäuser Gegend reizte ihn weniger. „Wenn ich nur tausend Morgen Buchenwald bei Schönhausen hätte, würde ich dort wohnen",[1] sagte einmal „der Alte im Sachsenwalde", wie der Volksmund den gestürzten Kanzler gern nannte. Ergreifend klingt seine Naturverbundenheit aus dem Worte: „Wenn ich die Bäume nicht so liebte, so wüßte ich nicht, wie ich leben sollte."[2] Die Natur, und in ihr vor allem der Wald, war ihm weit mehr als eine Stätte der Erholung, der Freude für Auge und Sinne — sie war ihm ein Stück Gottesoffenbarung. In den Tagen seines Alters kam einmal die Rede auf Haeckel und seinen Atheismus. Die Fürstin Johanna empörte sich in ihrer lebhaften Art, wie „unrecht" es sei, nicht an Gott zu glauben. Bismarck aber sagte ganz ruhig: „Ich finde es nicht unrecht — ich finde es dumm. Ein solcher Mensch sollte sich nur einmal zwei Stunden lang allein in einen Wald setzen; dann wird er Gott finden."[3] Neben der Gotteskindschaft des Christen lebte in ihm die Naturkindschaft des Deutschen.

Wie das Leben der Bäume und Pflanzen beobachtete Bismarck auch das Tierleben mit Auge und Ohr, und auch hiervon geben uns die „Loosungen" reiches Zeugnis. Er begrüßt die Ankunft der Zugvögel, der Stare, Kiebitze, Dohlen, Schwalben, Finken usw. Er lauscht dem Gesang der Drosseln und Nachtigallen, dem Pirol und dem Finkenschlag, vermerkt besonders die erste Nachtigall fast Jahr für Jahr und beobachtet den Flug der wilden Tauben; er hört die Hirsche an Septemberabenden schreien und hält selbst die Fledermaus und die Kreuzotter nicht für zu gering, um ihr einen Platz in seinen Aufzeichnungen zu geben. Vor allem aber begegnen uns immer wieder seine geliebten Hunde. Tiedemann hat uns die er-

greifende Schilderung von Sultans Tod gegeben. Der Hund, eine große schwarze Dogge, war mehrmals von Varzin weggelaufen und wurde dafür das letztemal von Bismarck tüchtig durchgeprügelt. Kurz darauf starb er, den Kopf im Schoße Bismarcks, der ihm liebkosende Worte zuflüsterte. Der Schmerz um den Verlust und die Selbstvorwürfe wegen der Züchtigung wollten Bismarck lange nicht loslassen. Umsonst sagte er sich, es sei sündlich, so wie er getan, sein Herz an ein Tier zu hängen. Es war zu Varzin in den Tagen nach Sultans Tod „wie in einem Trauerhause".[1] Ja, als Bismarck auf dem Sterbebette lag, kehrten seine letzten Phantasien noch einmal — nach 21 Jahren — zu dem Hunde zurück, und er fragte seinen Sohn Herbert: „Ist es schon lange her, daß Sultl todt ist?"[2] Nur ein Mensch, der selber ein Stück Natur ist, sich mit allem Lebendigen eins fühlt, kann auch am Tier mit solcher Treue hängen. Sultan begegnet uns auch in den Loosungen (1877), sein Ausreißen wird zweimal vermerkt; dann: Abend Sultl todt. Tags darauf: Thierärzte. Am nächsten Tag: Sult begraben. Später die Ankunft von Tiras und weiterhin auch dessen Ergehen, wenn er matt, krank oder lahm ist, einmal zu „lahm" die Frage: Otterbiß? Rheuma?, ein andermal: Tiras in Kur — Tiras zum Professor — Tiras operirt — Tiras Katze gewürgt — Tiras Hasenmörder — Tiras strafbar. Von der Hündin Rebekka heißt es einmal: Rebekka zu Nest gebracht — Rebekka 7 Junge, 4 todt geboren; etwas später: Rebekka Kindermord? Thierarzt. Die Hunde gehören zu Bismarcks Leben, zu seinem Haushalt, sind seine Freunde, seine Sorge, bereiten ihm aber manchmal — auch das wird notiert — „Hundeärger".

Auch Begegnungen mit Landleuten und Spaziergängern werden nicht selten vermerkt: Fischer begegnet — viele junge

Mädchen und Blumen — 4 zeichnende Jungfrauen — verirrte taube alte Dame im Walde gefunden. Ebenso notiert er, wenn er den Pastor besucht oder als Gast zu Tisch hat, was beides nie unterblieb, sooft Bismarck aufs Land ging, häufig schon bald nach seiner Ankunft. Auch für den Besuch des Gottesdienstes fand er, anders als in Berlin, auf dem Lande öfters Neigung und Zeit.

Und all dieses Menschliche, scheinbar Kleine und Gleichgültige steht in den Loosungen unmittelbar, wie gleichwertig, neben dem Großen und der Politik. „Reichstagseröffnung. Schneeglöckchen blühn", am 3. März 1887. Ein Jahr später, am 9. März, schließen die Aufzeichnungen des Tages mit dem monumentalen „Imperator obiit!" Auf der nächsten Zeile, am 10. März: „Finken, Schneeglöckchen, französ. Botschafter, Friedberg (Test[ament] Sr. M.), Gr[o]ß[herzog von] Weimar. Im Palais S. M. Leiche, friedlich, schön[es] Profil. Bei Ihr. M. u. Grh. v. Baden. Kronprinz (W) bei uns zu T[isch]."

Endlich noch eins: ein Eindruck, der zugleich ergreift und zur Bewunderung zwingt. Das ist die Summe der körperlichen Hemmungen und Leiden, von denen die Loosungen erzählen. Die Schlaflosigkeit war das Schlimmste. Wie oft steht da „schlechte Nacht!" manchmal mit dem Zusatz: schlechte Nacht Politik — schlechte Nacht Galle — oder mit dem Namen des Arztes: schlechte Nacht Struck — bis nach 2 wach ohne Ursach. Wie selten: „gut geschlafen!" Wie oft: unwohl — krank! Manchmal viele Tage nacheinander, meistens nur ein russisches n (н), die Abkürzung für нездоров, bin unwohl. Mit zunehmenden Jahren oft auch: müde — matt — matt und schläfrig — einmal, anklingend an Friedrich Wilhelms I. „In tormentis pinxi": in tormentis. Bisweilen auch: Migräne

— Kopfschmerz — Reißen — tic Anfall[1] — u. a. Dazu die Seufzer, oft wiederholt: viel Arbeit — viel Geschäfte — viel Schreiberei — viel Papier — viel Concepte — viel Briefschreiben. Gar mancher Tag, der in Bismarcks Leben und in Deutschlands Geschichte mit einer Leuchtkraft dasteht, die keine Nacht auszulöschen vermag — wie anders, allen Glanzes entkleidet, sieht er in den Notizen der Loosungen aus! Am 6. Februar 1888 hielt Bismarck die unvergeßliche Reichstagsrede, die, von ganz Europa mit Spannung erwartet, den Willen Deutschlands zur Erhaltung des schwer bedrohten Friedens verkündete und als stärkste Friedensbürgschaft Annahme der neuen Wehrvorlage vom Reichstag erbat, jene Rede, die gegen Schluß, als Eingebung des Augenblicks geboren, den Satz prägte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." In den Loosungen lesen wir am 5. Februar: „Viel Arbeit", am 6. Februar: „schl[echte] Nacht. Fise Frühstück. R[eichs]tag 2 Stunden Rede! Straßenjubel, worüber?...". Berlin und ganz Deutschland waren hingerissen von Bismarcks Worten — der müde, abgekämpfte Mann aber wundert sich nur darüber; er sieht keinen Grund zur Begeisterung. Daß sein Wort „Wir Deutsche fürchten Gott..." so volkstümlich wurde, war ihm ganz überraschend. Am 1. April 1888, angesichts ungezählter Geburtstagsgeschenke, die das Wort gestickt, gewebt und graviert an sich trugen, sagte er zu Dryander, er habe sich in dem Augenblick gar nichts Besonderes gedacht, sondern meinte etwas ganz Selbstverständliches auszusprechen.[2] „Hadd ik dat Wurt man nich seggt!" meinte er ein andermal im Familienkreise, beim Anblick von Kravatten, auf deren Band sein Wort eingestickt war.[3]

Zu den seltensten Eintragungen der Loosungen gehören die Worte: „allein mit Johanna zu Tisch". Was für die große Mehrzahl der Menschen ein selbstverständlicher Besitz ist, der

ungestörte Genuß der eigenen Häuslichkeit, das war Bismarck, solange er im Amte war, nur an ganz wenigen Tagen vergönnt.

Inmitten all dieser Äußerungen aus Bismarcks menschlichem und politischem Leben steht nun auch das Innerlichste, die Zeugnisse seines religiösen Sinnes. Wir haben das Recht und die Pflicht, sie sehr ernst zu nehmen. Nicht nur deshalb, weil Bismarck im täglichen Lesen der „Loosungen und Lehrtexte" einen Ersatz dafür fand, daß er als leitender Staatsmann seltener zu dem früher gewohnten Bibellesen und noch seltener zum Besuch des Gottesdienstes kam, sondern auch deshalb, weil uns gut bezeugt ist, daß er in den Bibelsprüchen des Tages nicht die Wahl des Zufalls sah, sondern Gottes Stimme vernahm. In der Konfliktszeit erzählte Johanna von Bismarck einmal dem Landrat von Diest, „ihr Mann sei heute besonders vergnügt, obwohl er eben den verhaßten Gang ins Abgeordnetenhaus machen müsse und eine ganz besonders schwere Schlacht ihm drohe". Da trat Bismarck froh gelaunten Antlitzes herein und gab als Grund seiner frohen Stimmung uns an: „Heute morgen habe ich die Loosung gelesen und die lautete: ‚Den Weg, den Du gehst, werde ich mit Dir gehen', und da muß man ja doch vergnügt sein!"[1] In einem anderen Falle, von dem wir durch Kleist-Retzow erfahren, schlug Bismarck, als er die Nachricht von einer schweren Erkrankung seines Sohnes Herbert erhielt, die Loosung des Tages auf, fand den tröstlichen Spruch „Er wird leben", ging sofort zu seiner Gattin und teilte ihr dieses Zeichen, daß Herbert leben werde, mit.[2] Während der Feldzüge von 1866 und 1870/71 lasen der König, Bismarck und Roon jeder für sich die Loosungen, und wenn der Tagesspruch besonders tröstlich und verheißungsvoll lautete, erinnerten sie einander wohl gegenseitig beim ersten Zusammentreffen daran und freuten sich gemeinsam.[3]

An dem Ernst und Wert dieser Zeugnisse für das Glaubensleben Bismarcks ist also kein Zweifel möglich. Aber dürfen wir, was über Jahre und Jahrzehnte des tatenreichsten Lebens verstreut liegt, nun hintereinander wie Perlen am Faden aufreihen? die Stimmungen des Augenblicks zu einer künstlichen Kette verbinden?

> Was eine lange weite Strecke
> Im Leben von einander stand,
> Das kommt nun unter Einer Decke
> Dem guten Leser in die Hand.

So empfand Goethe, als er daran ging, die losen Blätter seiner Lieder zu sammeln, tröstete sich aber über die „Gebrechen" des kleinen Buches mit dem Gedanken

> Die Welt ist voller Widerspruch,
> Und sollte sich's nicht widersprechen?

Der Sammler von Bismarcks religiösen Selbstzeugnissen braucht nicht einmal inneren Widerspruch zu besorgen: so einheitlich ist der Gesamteindruck, daß die Kette sich wie von selber schließt. Nur in der Leuchtkraft sind die einzelnen Perlen voneinander verschieden; nur das Auf und Ab der religiösen Stimmung spiegelt sich in ihrem Glanze. Zeiten stärkster Bewegung werden durch stillere abgelöst, lichte Tage durch dunkle, in denen die Unterwerfung unter die Vorsehung dem großen Kämpfer schwerer fiel. Aber der Geist ist in allen Zeugnissen der gleiche: ein ungebrochener Gottesglaube, der in dieselben Tiefen von Bismarcks Wesen hinabreicht wie die Schöpferkraft des Mannes der Tat und eins ist mit ihr.

* * *

Es wurde schon gesagt und erklärt sich leicht, daß Bismarck in der Konfliktszeit das Bedürfnis nach Anlehnung an eine höhere Macht tief wie nur je empfand. Von Feinden umgeben, durch keinen seiner Freunde völlig verstanden, brauchte der einsame Kämpfer die Nähe Gottes. Er hat damals die ihn ansprechenden Bibelstellen oder Gesangbuchverse häufiger angemerkt als später. Die große Mehrzahl der Anstreichungen beweist nichts anderes als einen vertrauensvollen Gottes- und Heilandsglauben. Sie beginnen Ende Juni 1864, nach dem Scheitern der Londoner Konferenz, die den dänischen Krieg unterbrochen hatte. Am 24. Juni, zwei Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes: „Du wirst fröhlich sein am Herrn, und wirst dich rühmen des Heiligen in Israel" (Jes. 41, 16). Am 30. Juni: „Gott, der Du mich tröstest in Angst, sei mir gnädig und erhöre mein Gebet!" (Ps. 4, 2). Im Juli und bis Mitte August ist fast täglich der Bibelspruch des Tages angestrichen. Von unmittelbarer Beziehung zur Politik ist keine Rede. Es kann nur das Gefühl des Geborgenseins in der göttlichen Allmacht gewesen sein, was dem Leser dieser Bibelstellen — dem Minister, der nun zwar seinen ersten äußeren Erfolg gewonnen, aber im Inneren den schweren Kampf weiter zu bestehen hatte — in der Seele wohltat und ihn stärkte. Deutlich ist der tröstliche Sinn bei der Verheißung, die am 9. November durch Ankreuzung[1] besonders hervorgehoben wird: „Mit dir will ich es nicht ein Ende machen, züchtigen aber will ich dich mit Maaße, daß du dich nicht unschuldig haltest" (Jerem. 30, 11).

Wer die ethischen Bindungen des Staatsmannes Bismarck niedrig einschätzt, der wird überrascht sein, in diesen Loosungen das denkbar nachdrücklichste Bekenntnis zur Verbindlichkeit des göttlichen Sittengesetzes zu finden. Unter dem 8. Dezember 1864 steht ein Vers aus dem Gesangbuch der Brüdergemeine:

Was Niemand böse glaubt
Was Jedermann erlaubt,
Das werd' uns nimmermehr vergönnt,
Wenn's nicht Dein Wort für gut erkennt.

Am Rande ein dickes Kreuz von Bismarcks Hand. Drei Jahre später, am 19. November 1867, bringen die Loosungen den gleichen Vers noch einmal — wieder hat Bismarck ihn angekreuzt. Kein Zweifel also, daß hier nicht die Aufwallung einer Stimmung, sondern ein Bekenntnis zum Ausdruck kommt: nicht die Meinungen der Menschen, sondern allein Gottes Wort entscheidet über gut und böse. Bei einem frommen Privatmann wäre nichts Auffälliges an der Strenge dieses Bekenntnisses — bei dem Staatsmann gibt es zu denken. Es rührt an die neuerdings viel erörterte Frage des christlichen Staatsmannes.[1] Theoretische Betrachtungen über diesen Begriff haben Bismarck, wie alle Theorie, völlig fern gelegen und brauchen uns auch hier nicht zu beschäftigen. Aber eins steht fest: er hat nie geglaubt, unchristlich zu handeln, in Widerstreit mit Gottes Wort zu geraten, wenn er Politik nach den Lebensgesetzen des Staates machte, nicht nach den Vorschriften des Evangeliums, die sich an Menschen und nicht an Staaten richten. Und wie ernst hat Bismarck erwidert, als ihm Weihnachten 1865 der Gutsbesitzer Andrae aus sorgender Freundschaft mitteilte, daß auch in Kreisen der ihm Wohlgesinnten Zweifel an seiner christlichen Gesinnung aufgetaucht seien, und daß er in weiten Kreisen für den rücksichtslosesten und gewissenlosesten Staatsmann gelte! „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht, und soll sich sein Gewissen auf *diesem* Kampfplatze erst selbst einmal versuchen." Sein Gewissen empfand tief die Bindung an Gottes Gebot als den alleinigen Maßstab für

recht und unrecht; nur über die Mittel und Wege, wie „auf diesem Kampfplatze", in der Politik, Gottes Gebot ausgeführt werden konnte, war er anderer Meinung als seine Kritiker. Er gestand Andrae: „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst."[1] Ein Geständnis von größtem Wert für die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Politik bei Bismarck! Es zeigt uns: hatte Bismarck erst einmal volle Klarheit über die politische Aufgabe der Stunde gewonnen, dann fand er auch das Gottvertrauen, das ihm den Mut zu der erforderlichen Rücksichtslosigkeit des staatsmännischen Handelns gab — ohne dieses Gottvertrauen hatte er den Mut nicht, fühlte sich „eher feig".[2] Jetzt verstehen wir auch, warum ihm der zweimal angekreuzte Gesangbuchvers aus den Loosungen so wertvoll war: nicht auf die Meinung der Menschen über gut und böse kam es ihm an, sondern allein darauf, daß er sich mit seinem Gotte eins fühlte.

Wenn es vielen Zeitgenossen schwer fiel, zu glauben, daß eine so irdisch gerichtete Staatskunst wie die Bismarcks dennoch auf religiösem Grunde ruhte, so erklärt sich das leicht: nur die ihm Nächststehenden hatten Gelegenheit, Blicke in sein Inneres zu tun. Erst die Nachwelt hat angefangen, umzulernen, und wird unter dem Eindruck der hier gebotenen neuen Quellen hoffentlich noch weiter umlernen. Denn allgemein ist das wahre Bild Bismarcks noch immer nicht erkannt. Erich Brandenburg z. B. hält noch fest an der vermeintlichen Unvereinbarkeit von Welt und Religion im Handeln des Staatsmannes. Er meint, daß für Bismarck „die Religion niemals eine sein ganzes Leben durchdringende und alle seine Handlungen bestimmende Kraft

war, ... sondern eine mehr im Hintergrunde stehende Hilfstruppe, auf die er sich im Notfalle zurückziehen konnte, und die in Stunden des Zweifels und des Schmerzes Kraft und Tröstung gewährte. Das Leben in dieser Welt und das Handeln und Wirken in ihr blieb doch für Bismarck immer der eigentliche Inhalt seines Strebens, und er ließ sich, solange er in ihr tätig war, nur von rein weltlichen Rücksichten und Zielen bestimmen; nur gelegentlich richtete er aus dem Toben des Kampfes heraus einen halb wehmütigen, halb sehnsuchtsvollen Blick auf das stille Ufer des jenseitigen Lebens mit seiner Ruhe und Harmonie."[1] Diese Auffassung widerspricht den ausdrücklichen Selbstzeugnissen Bismarcks; sie verkennt, daß nicht Weltschmerz, nicht Sehnsucht nach einer besseren Welt, sondern gerade das Bedürfnis, mit festen Füßen in *dieser* Welt zu stehen und frohen Herzens wirken zu können, Bismarck zum religiösen Menschen gemacht hat. Sie scheint mir auch Mittel und Ziel des politischen Kampfes zu verwechseln. Für die Mittel gab Bismarck — selbstverständlich — weltlichen Rücksichten ihr Recht; Ziel und Sinn seines gesamten Schaffens und Lebens aber waren religiös bestimmt: er bemühte sich, seines Amtes so zu warten, daß er Gott und nicht nur Menschen diente, und er glaubte Gott zu dienen, indem er seinem König und Staate diente.[2] Ohne diese religiöse Grundlage wäre sein ganzes Wirken für ihn selber sinnlos und undenkbar gewesen. Vor allem aber übersieht Brandenburg, daß Bismarck nach seinem eigenen Zeugnis den ungeheuren Mut der Verantwortung, der, wie Hans von Soden mit Recht sagt, „das eigentlich Heldenhafte" in ihm war,[3] ohne den Rückhalt seines Gottesglaubens nicht aufgebracht haben würde. Und wie sehr in ihm dauernd, nicht nur in Stunden des Zweifels und des Schmerzes, das Bedürfnis lebte, Fühlung mit dem Göttlichen

zu behalten, zeigt uns die ohne Unterbrechung fortgesetzte Lektüre seiner „Loosungen und Lehrtexte".[1] Gerade in Stunden des Zweifels und des Schmerzes, wie sie im Alter häufiger kamen, geriet seine religiöse Zuversicht eher ins Wanken. Sie war am stärksten, je mächtiger und verantwortungsvoller er „in dieser Welt" wirkte, war „eine sein ganzes Leben durchdringende Kraft". Der Gottesgedanke war der Rückhalt der „über alle irdischen Maße erhabenen Souveränität" seines Gewissens.[2]

Die erste Hälfte des Jahres 1865, als die Reibung mit Österreich wegen der Schleswig-holsteinischen Frage ständig wuchs, bis hart an die Schwelle des Krieges, um dann im Gasteiner Vertrag eine vorläufige friedliche Lösung zu finden, war für Bismarck eine Zeit so ungeheurer Verantwortung und Spannung, wie er sie bis dahin, zum mindesten so anhaltend, noch nicht erlebt hatte. Seine Anstreichungen in den Loosungen zeigen deutlich, was ihn in diesem Druck, in der Qual der Ungewißheit und Erwartung, aufrechterhielt. Ich gebe sie der Reihe nach wieder. Am 8. Januar der Gesangbuchvers:

Und stimmet lieblich an dem Freunde unsrer Seelen
Manche Melodie voller Harmonie:
Er ist bei uns hie!

Am 17. Januar (angekreuzt): „Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu" (Phil. 4, 7). Dazu der Vers:

Laßt euch ja nichts Anders
Dieses Ziel verrücken,
Bleibt beim gläub'gen nach Ihm blicken.

Am 28. Januar: „Du leitest mich nach Deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an" (Ps. 73, 24).

Am 1. März: „Dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebet und träge macht; und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist" (Ebr. 12, 1). Am 9. März aus dem Brüdergesangbuch angekreuzt:

Ich halte mich zu Dir,
Dein Will' gescheh an mir;
Dein Will', an dem mein Wollen hängt,
Und der mir Fried' und Freude schenkt.

Am 7. April, aus dem geliebten Jakobusbrief, dick angekreuzt: „Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein" (Jak. 1, 22). Am 11. Mai: „Siehe, Gott ist mein Heil; ich bin sicher und fürchte mich nicht; denn Gott der Herr ist meine Stärke und mein Psalm und ist mein Heil" (Jes. 12, 2). Am 18. Juni der Vers:

Dein Jesus reicht die Arme dir
Und legt dir Ruh' und Leben für,
Die Krone der Gerechtigkeit,
Den Zugang, der uns ist bereit't
Zur Seligkeit.

All diese Stellen sind Zeugnisse eines hingebenden Gottes- und Christusglaubens, des Vertrauens auf Gottes Hilfe und der Unterordnung unter seinen Willen. Auch das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit und das Bekenntnis zu einem tätigen Christentum sprechen aus ihnen.

In der Zeit der Entspannung nach Abschluß des Gasteiner Vertrages finden sich monatelang keine Anstreichungen. Erst im letzten Viertel des Jahres, zugleich mit neuen politischen Spannungen, kehren sie wieder. Seltsam berührt am 17. Ok-

tober 1865, kurz nach den kritischen Unterredungen Bismarcks mit Napoleon in Biarritz, der angestrichene Spruch: „Thut von euch die fremden Götter, so unter euch sind, und reiniget euch“ (1. Mos. 35, 2). Bismarck las die Loosung des Tages bisweilen „mit weltlicher Interpretation“,[1] und eine solche, nicht allzu fernliegende, dürfte auch hier die Deutung bringen. Es ist, als wollte er mit dem Spruche den Albdruck Napoleon abschütteln. Denn Gewißheit über die Haltung des Franzosenkaisers bei einem Kriege Preußens mit Österreich nahm Bismarck aus Biarritz nicht mit. Die übrigen Anstreichungen dieser Zeit tragen wieder rein religiösen Charakter, so am 18. November der Gesangbuchvers:

Durch viele Mühe
Hat mich Dein Aug' bewahrt;
Die Treue ist ganz unbeschreiblich,
Wer's nicht erfahren, dem ist's ungläublich.

Und die Ankreuzung vom 6. Dezember: „Gott hat uns selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach Seinem Vorsatz und Gnade“ (2. Tim. 1, 9).

Am 7. Mai 1866, als die Waffenentscheidung immer näher rückte, schoß der Student Blind Unter den Linden auf Bismarck und traf seine Brust, die Mündung des Revolvers unmittelbar auf seinen Überzieher drückend. Wie durch ein Wunder blieben die Schüsse wirkungslos. „Die Folge des Attentats“, erzählt Keudell,[2] „war eine gehobene Stimmung Bismarcks. Mehrmals hatte ich den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes ‚auserwähltes Rüstzeug‘ fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen. Ausgesprochen aber hat er das nicht.“ Es wurde schon erwähnt, daß ihn am Abend dieses Tages vor dem Schlafengehen der Gedanke an die fünfte Bitte des Vater Unser bedrückte.

Als er dann seine Loosungen las, fand er den Spruch: „Israel wird sicher allein wohnen" (5. Mos. 33, 28) und den Liedervers:

Nimm uns zu Deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel.

Er strich beides an und schrieb dazu nur den Namen „Blind". Tiefer noch hat es ihn bewegt, daß er in seinem anderen Andachtsbuch, der „Täglichen Erquickung für gläubige Christen" unter dem 7. Mai den Spruch las: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen" (Matth. 10, 22). Er unterstrich die Worte „Ihr müsset gehasset werden" und schrieb unter das Tagesdatum die Jahreszahl 66. Das seltsame Zusammentreffen dieser Sprüche mit dem Erlebnis dieses Tages mag dazu beigetragen haben, die religiöse Stimmung des wider alle Wahrscheinlichkeit Geretteten noch zu vertiefen und jenes Gefühl zu erzeugen, das Keudell an ihm zu bemerken glaubte. Wie anders, zorndurchschüttert, war seine Stimmung, als zwölf Jahre später Nobiling auf Bismarcks greisen Herrn schoß! Die Loosung des Tages, des 2. Juni 1878, brachte den Spruch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten" (Matth. 10, 28). Bismarck strich die Stelle an und schrieb in großen Buchstaben dahinter: „Schufte aber sind sie", oben zum Datum: „Mörder Nobiling." Das war noch derselbe Bismarck, der an den Gräbern der Märzgefallenen bekannte: „Nicht einmal den Todten konnte ich vergeben."[1] Noch immer lebte in ihm jene „kriegerische Frömmigkeit, die den Verbrecher haßte und ihn zerdrücken wollte".[2]

Am 5. August 1866, als der Feldzug siegreich beendet, die Gefahr der Einmischung Napoleons aber noch nicht völlig ge-

bannt war, am Tage der Landtagseröffnung, die endlich — nach vier Jahren des Konfliktes — den inneren Frieden bringen sollte, las Bismarck in den Loosungen die Gesangbuchverse:

> Denn wie von treuen Müttern
> In schweren Ungewittern,
> Die Kindlein hier auf Erden
> Mit Fleiß bewahret werden,
> Also auch und nicht minder
> Läßt Gott Ihm Seine Kinder,
> Wenn Noth und Trübsal blitzen,
> In Seinem Schooße sitzen.

Daß Bismarck gerade in dieser Stunde, die einen anderen mit dem Hochgefühl des Sieges erfüllt haben würde, diese Verse voll kindlicher Frömmigkeit, als seiner Stimmung entsprechend, angekreuzt hat, läßt tief in sein Herz blicken. Zwei Tage danach war der Kurhesse Oetker bei ihm: „Am Abend des 7. August, fast um Mitternacht, hatte ich eine Unterredung mit dem Siegreichen, der sich aber nicht im mindesten des Sieges überhob ... Bismarck sah blaß und angegriffen aus, aber sein Gesicht zeigte eine fast verklärte Heiterkeit."[1] Es war seine Frömmigkeit, die ihn vor der Überhebung bewahrte. Sie gehört mit zu seiner Größe als Staatsmann. Sein viel bewundertes Maßhalten auf der Höhe des Sieges war nicht nur kluge politische Berechnung, sondern zugleich Demut vor Gott. Hier ist die Einheit des Menschen und des Staatsmannes mit Händen zu greifen: Politik und Religion stehen restlos im Einklang.

Und dieser Geist des Maßhaltens ist Bismarcks Größe geblieben. Von einem Napoleon, der auf der Höhe seiner Erfolge den Sinn für Maß und Ziel verlor, war nichts in Bismarck. In seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 hat

der deutsche Kanzler einmal den Gegensatz zwischen maßloser und maßhaltender Politik mit den Worten umschrieben: „Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periclitirt außerhalb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin. Wir werden das nicht thun."[1] Wieder sehen wir den religiösen Sinn im Einklang mit der politischen Klugheit, den gottesfürchtigen Menschen als Einheit mit dem Staatsmann.

* * *

Die Jahre nach der großen Entscheidung von 1866 geben kein anderes Bild, nur daß jetzt, in einer Zeit wieder der Entspannung, die Anstreichungen abermals seltener werden. Einmal machte ihn ein Wort des Apostels Paulus stutzen; er las am 31. August 1867 im Philipperbrief (3, 13. 14): „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu." Zu den Worten „Ich vergesse, was dahinten ist" schrieb Bismarck unter dem Deckmantel der russischen Sprache die Frage: „Hat Gott es befohlen?" (Богъ ли велѣлъ?). Die Frage zeigt seine tiefe Ehrlichkeit gegen sich selbst: seine Religion hatte nichts Weltabgewandtes, sondern stärkte ihn gerade für die Kämpfe dieser Welt; darum konnte er nicht vergessen, was dahinten ist — handelte er damit gegen Gottes Befehl? Oder forderte der Apostel Paulus mehr als Gott von den Menschen? Die Autorität dieses Apostels als Vermittler des göttlichen Wortes stand ja in Bismarcks Bibelkritik nicht so hoch wie die

der Jünger, die das Wort unmittelbar vom Herrn empfangen hatten.[1]

Der alte Ton schlichter Frömmigkeit klingt unverändert weiter auch in diesen stilleren Jahren: „Wende Dich zu mir! sei mir gnädig! stärke Deinen Knecht mit Deiner Macht!" (Psalm 86, 16) — so die Anstreichung vom 29. November 1867. Und am 12. Januar 1868 wird der Gesangbuchvers angekreuzt:

Tretet nur getrost zum Throne,
Da der Gnadenstuhl zu sehn;
Es kann euch von Gottes Sohne
Nichts als Lieb' und Huld geschehn.

Am 29. Juli 1868: „Hüte dich und sei stille! fürchte dich nicht und dein Herz sei unverzagt!" (Jes. 7, 4). Dazu der Liedvers:

Gott Lob, die Liebe ist
Von uns nur das gewärtig,
Daß man sich selbst vergißt,
Sich gerne kindlich beugt
Und ehrerbietig schweigt,
Und denkt nur in der Still':
Will's Gott, wohlan! ich will.

Zwei Anstreichungen dieser Jahre tragen eine ganz persönliche Note. Am 17. September 1867 hat Bismarck das Wort Jesu angemerkt: „Ich suche nicht meine Ehre, es ist aber Einer, der sie suchet und richtet" (Joh. 8, 50). Das Wort mußte Balsam sein für das Herz eines Mannes, dessen Ehre in unerhörter Weise angegriffen wurde, der zugleich mit dem empfindlichsten persönlichen Ehrgefühl völlige Freiheit von allem Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne des Wortes verband. Das

andere Wort, vom 10. April 1869, ist ungewöhnlich stark hervorgehoben, nicht durch Randstrich, wie in den meisten Fällen, oder durch Randkreuz, wie bei stärkerer Betonung üblich, sondern durch Unterstreichung des ganzen Satzes und durch Ausrufungszeichen am Rande: „Das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht" (1. Petri 2, 19). Hinter den Spruch schrieb Bismarck, wieder auf russisch (дай Богъ), wie immer, wenn er sein Geheimstes aussprach: „Gott geb's!" Er suchte in der Religion die Kraft, nicht nur die Riesenlast seiner Verantwortung, sondern auch das Gewicht aller Anfeindungen zu tragen; aber leicht wurde es ihm nicht. Seine Gattin, die oft noch schwerer als er selber an dem Unrecht trug, das ihm geschah, tat ihm wohl durch Mithassen wie durch Mitlieben — wir haben genug Zeugnisse dafür. Ein Losungsbüchlein aber zeigt uns, daß sie doch auch die versöhnende Hilfe der Religion, die Bismarck brauchte und suchte, gestärkt hat. Auf der letzten Seite des Jahrgangs 1866 stehen von Johannas Hand zwei Schriftstellen: „Selig seid Ihr, wenn Euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider Euch, so sie daran lügen" (Matth. 5, 11). Und: „Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es Dich doch nicht treffen. Denn der Herr ist Deine Zuversicht, der Höchste ist Deine Zuflucht" (Ps. 91, 7 u. 9).

Wir sind nahe an die Schwelle des deutsch-französischen Krieges gelangt. Die erste Hälfte des Jahres 1870 gehört noch, wie die vorhergehenden Jahre, in die Zeit einer verhältnismäßigen Ruhe und Entspannung. Sie bringt daher keine Anstreichungen. Anfang Juli beginnt die neue Spannung, eine der stärksten in Bismarcks Leben. Am 5., 7., 10. und 11. Juli steht

das Wort „Telegramme", an den beiden ersten Tagen mit dem Zusatz „Spanische", in den Loosungen. Der 11. Juli bringt den Spruch: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" (Matth. 5, 9). Das Wort „Friedfertigen" hat Bismarck unterstrichen,[1] an den Rand ein Ausrufungszeichen gesetzt. Kein Zweifel also, daß er angesichts der drohenden Kriegsgefahr stark unter dem Eindruck der Loosung des Tages stand. Kleist-Retzow erzählt in seinen Erinnerungen (1871), als Bismarck die Kunde von Gramonts herausfordernder Drohrede in der Sitzung der französischen Kammer vom 6. Juli 1870 erhielt, habe er daran gedacht, sofort den Antrag auf Mobilmachung zu stellen. „Da las er den Text: ‚Selig sind die Friedfertigen', stutzte, ließ den Antrag nicht abgehen, und die Lage gestaltete sich so viel günstiger."[2] In dieser Form ist die Erzählung nicht glaubhaft, noch weniger in der pietistisch-phantasievollen Ausschmückung, mit der Andrae-Roman seinen Bericht über die Wirkung der Loosung auf Bismarck umgibt.[3] Der Kanzler, seit vier Wochen in Varzin, lernte den Text von Gramonts Rede am 8. Juli kennen.[4] Er müßte also an diesem Tage in den Loosungen weitergelesen haben, bis er unter dem 11. Juli auf jene Seligpreisung der Bergpredigt stieß, die ihn von dem Antrag auf Mobilmachung zurückgehalten haben soll. Schwerer noch als diese Unwahrscheinlichkeit wiegt der innere Gegengrund, daß eine so übereilte Handlungsweise wie Mobilmachung in diesem frühen Stadium der Krise Bismarcks gewiegter Staatskunst nicht zuzutrauen ist. Seine Randbemerkungen zu Gramonts Rede, die er sicher gleich beim Lesen, also vor der Lektüre der Loosungen, niedergeschrieben hat, sind zwar scharf — „Die Sprache ist doch sehr roh!" —, enthalten aber in der Hauptsache nur eine rein sachliche Widerlegung der ungerechten fran-

zösischen Vorwürfe wegen der spanischen Thronkandidatur eines Hohenzollern. Kein Wort deutet auch nur von ferne an, daß Gramonts Rede bei Bismarck den Gedanken an Mobilmachung ausgelöst habe.[1] Die telegraphische Weisung, die der Kanzler am Abend des 8. Juli an das Auswärtige Amt gehen ließ, wiederholt das Urteil über Gramonts Sprache mit noch schärferen Worten, fügt jedoch hinzu: „Internationale Reclamationen wegen Parlamentsrede widerstreben mir. Presse aber muß sehr grob werden in möglichst vielen Blättern."[2] Die Weisung entspricht in der Auffassung der Lage den vorher gemachten Randbemerkungen. Nach Bismarcks Überzeugung war also nichts geschehen, was ihm Anlaß geben könnte, aus seiner amtlichen Zurückhaltung herauszutreten, geschweige denn die denkbar schärfste Antwort, Mobilmachung, in Erwägung zu ziehen.

Dennoch wird die Erzählung der pietistischen Freunde Bismarcks einen wahren Kern enthalten.[3] In Dingen, die sie religiös bewegten, frei zu erfinden, war nicht ihre Art. Und es liegt auf der Hand, daß zwischen ihrer Erzählung und Bismarcks Unterstreichung des Wortes „Friedfertigen" ein innerer Zusammenhang besteht. Bismarck muß von dem starken Eindruck jener Loosung gesprochen haben, von einer hemmenden Wirkung des biblischen Wortes. Ob und in welcher Weise dabei das Wort Mobilmachung gefallen ist, muß der Vermutung überlassen bleiben. Sicher, weil selbstverständlich, ist nur eins: die hemmende Wirkung konnte nicht so weit gehen, daß Bismarck auf die französischen Herausforderungen im Geiste der Bergpredigt antwortete; wohl aber mußte die durch die Klugheit gebotene Warnung vor jedem Schritt, der über Wahrung der angetasteten nationalen Würde hinausging, durch das religiöse Argument noch verstärkt werden. Und in der Tat ist Bis-

marck in jenen schicksalvollen Tagen keine einzige Handlung nachzuweisen, die etwas anderes bezweckte als Zurückweisung der französischen Kränkungen und Wahrung der eigenen Würde — sei es auch auf die Gefahr der Krieges hin. Diese Gefahr mußte in Kauf genommen werden, weil auf der anderen Seite, bei Zurückweichen vor Frankreich, die noch größere Gefahr stand, daß Preußens Ansehen in der Welt Schaden litt und dazu seine Geltung als berufener Hüter deutscher Ehre und Sicherheit in Süddeutschland vernichtet wurde: das aber wäre gleichbedeutend gewesen mit Vernichtung der Aussicht auf Überbrückung der Mainlinie, auf Gründung der deutschen Einheit.

So konnte also die Seligpreisung der Friedfertigen auf Bismarck nicht als Mahnung zu einer Politik des Friedens schlechthin wirken, sondern nur als Gewissensschärfung. In diesem Sinne muß er sich den Freunden gegenüber ausgesprochen haben. Und wir können in die Ruhe und Reinheit seines Gewissens bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges einen wunderbaren Einblick tun. Diesmal allerdings nicht aus den „Loosungen und Lehrtexten“, sondern aus seinem anderen Andachtsbuch. Die Loosungen bringen am 12. Juli, dem Tage der Zurückziehung der Hohenzollernschen Thronkandidatur, nur das fragende Wort: „Friede?“ und am 14. Juli, dem Tage nach der Emser Depesche, die Frage: „Krieg?“[1] Die zweite Frage zeigt, daß Bismarck eine kriegerische Wirkung seiner Fassung der Emser Depesche keineswegs als sicher ansah, sondern eben als Frage. Die Antwort kam rasch: um Mitternacht vom 14. zum 15. Juli erließ die französische Regierung den Mobilmachungsbefehl, und am Abend des 15. Juli gab König Wilhelm den gleichen Befehl.

Was Bismarck an diesem Abend bewegte, sagt uns sein An-

dachtsbuch „Tägliche Erquickung für gläubige Christen“. Oben am Rande, dem Datum zunächst, steht von seiner Hand „Mobilmachung 70“. Darunter, doppelt angestrichen, die Seitenüberschrift „Der HErr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob ist unser Schutz, Sela. Psalm 46, 12.“ Im Text hat Bismarck eine Stelle des Briefes angestrichen, den Luther, als er von der Wartburg ging, an Kurfürst Friedrich den Weisen schrieb: „Dieser Sache soll noch kann kein Schwert rathen, oder helfen, Gott muß hie allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun.“ Am Fuße der Seite endlich strich er die Gesangbuchstrophe an:

Wo Gott der Herr nicht bei uns hält,
Wenn unsre Feinde toben;
Wo er nicht unsrer Sach zufällt,
Im Himmel hoch dort oben;
Wo er Israel Schutz nicht ist
Und selber bricht der Feinde List,
So ist's mit uns verloren.

Das also war seine Stimmung bei Ausbruch des letzten und größten Krieges der Reichsgründungszeit: die Stimmung gläubigen Gottvertrauens. Nur ein Mann, der reinen Gewissens war, konnte in dieser Abendstunde voll tiefsten Ernstes und lastender Größe des Schicksals seine Seele in Worten christlicher Ergebung ausruhen lassen. Hätte ihn der Vorwurf bedrückt, den Verblendung und Unwissenheit noch heute nicht müde werden zu wiederholen, so oft er auch widerlegt worden ist, der Vorwurf einer „Fälschung“ der Emser Depesche — so wäre diese Stimmung des Gottvertrauens am Abend des 15. Juli 1870 ein Rätsel ohne Lösung.

Und die Stimmung hielt an. Die „Tägliche Erquickung für

gläubige Christen", die ihm am Mobilmachungstage so viel gegeben hatte, begleitete ihn ins Feld. Sie enthält außer den Anstreichungen manche Eintragung aus dem Hauptquartier. Außerdem hat Bismarck nicht nur die Loosungen täglich, sondern vom 20. November 1870 ab auch die Psalmen fortlaufend gelesen. Nie vor- oder nachher in seiner ganzen Ministerzeit hat er ein ähnlich starkes Bedürfnis nach religiöser Lektüre gehabt wie während des Krieges von 1870/71. Auch im Tischgespräch ist Bismarck, der sonst in religiösen Dingen äußerste Zurückhaltung übte,[1] damals wiederholt warm und bekenntnisfreudig aus sich herausgegangen.[2] Das aber, was ihn bei seiner Lektüre am stärksten anzog, waren Mahnungen zur Demut, Bekenntnisse des Dankes gegen Gott, der Hingabe an ihn als den Urheber aller Erfolge. Auch die Tapferkeit und Pflichttreue des deutschen Soldaten, ohne die der Sieg nicht gewonnen worden wäre, hat er wiederholt auf die deutsche Gottesfurcht zurückgeführt. Einem Offizier, der die unbegrenzte Hingebung seiner Leute rühmte, erwiderte er: „Die opferwillige Tapferkeit erwächst aus derselben Wurzel wie die Demut, aus der Gottesfurcht."[3]

„Es sei deine Sache wie gerecht, wie heilig, wie unschuldig, wie göttlich sie immermehr wolle, so ist es doch vonnöthen, daß du sie in Furcht und Demuth handelst und fürchtest allezeit Gottes Gerichte." Diese Worte Luthers über den 7. Psalm, die Bismarck am 27. September in der „Täglichen Erquickung" las und anstrich, bilden den Grundakkord seiner religiösen Stimmung während des Krieges. Am 9. Januar 1871 schloß er einen Brief an seine Frau mit den Worten: „Las mir gestern im Bett Ps. 27 und schlief mit Vers 14 getrost ein. Thue desgleichen und mit Dank trotz Allem!" Vers 14 lautet: „Harre des Herrn! Sei getrost und unverzagt, und harre des

Herrn!" Am Tage des Präliminarfriedens von Versailles, am 26. Februar 1871, las er den 43., 44. und 46. Psalm. Eine ganze Reihe Stellen hat er angestrichen: Ps. 43 V. 1, 2, 3, 5; Ps. 44 V. 4, 6, 7, 8, 9; Ps. 46 V. 9, 10. Noch besonders herausgehoben aber hat Bismarck das „Harre auf Gott" (Ps. 43, 5), das Wörtchen „du" in dem Verse „Sondern du hilfst uns von unsern Feinden, und machst zu Schanden, die uns hassen" (Ps. 44, 8), und das „danken": „Wir wollen täglich rühmen von Gott und deinem Namen danken ewiglich" (Ps. 44, 9). Am stärksten unter allen angemerkten Stellen aber, durch doppelten Randstrich, wird der 4. Vers des 44. Psalmes hervorgehoben: „Denn sie haben das Land nicht eingenommen durch ihr Schwert, und ihr Arm half ihnen nicht, sondern deine Rechte, dein Arm und das Licht deines Angesichts; denn du hattest Wohlgefallen an ihnen." Am Schluß des großen Ringens also die gleiche Stimmung wie am Anfang: Luthers Wort „Dieser Sache soll noch kann kein Schwert rathen, oder helfen, Gott muß hie allein schaffen..." stärkte ihn am Mobilmachungstage; mit dem aus demselben Geist geborenen Worte des Psalmisten dankte er beim Friedensschluß. „Gott hat uns mit Seiner starken Hand soweit geführt", schrieb er am nächsten Tage seiner Frau, „Er wird uns ja auch den Frieden fest machen... Mein Herz ist voll demüthigen Dankes."

Bei einer Reihe von Bibelstellen schwebte ihm das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich vor Augen. Einmal war es nur die militärische Lage: wenige Tage nach der Schlacht bei Sedan las Bismarck in den Loosungen (am 7. September): „Der Herr sprach zu Josua: Des Landes ist noch viel übrig einzunehmen" (Jos. 13, 1). Das paßte so gut, daß Bismarck diese Aufforderung des Herrn, wie zustimmend, unterstrich.

Wichtig dagegen sind andere Stellen, die uns zeigen, daß Bismarck in Frankreich den Anstifter des Krieges sah, den Übeltäter, der nun die Früchte seines Tuns erntete. Als er am 12. Februar 1871 an den 37. Psalm kam, merkte er ihn mit einem Doppelstrich an und hob dann noch einzelne Stellen heraus, gleich im 1. Verse die „Übelthäter", unterstrich aber auch im 7. den Satz „Erzürne dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgehet", und hob den 8. hervor „Stehe ab vom Zorn und laß den Grimm; erzürne dich nicht, daß du auch übel thust", schließlich noch den 15. Vers: „Aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zerbrechen." Das alles aber waren Stimmungen und Empfindungen, die Bismarck in seinem Innern verschloß. Nichts lag ihm ferner als Rühmen und Pochen auf die Gerechtigkeit seiner Sache oder der Gedanke, Rache und Vergeltung am Besiegten zu üben. „Die Rache ist Gottes", schrieb er einmal seinem Sohne Herbert (23. September 1870).[1] Und so sind die Friedensbedingungen in der Tat sehr viel milder ausgefallen, als die französischen Unterhändler erwartet hatten. Diese schlossen von französischen auf deutsche Methoden und befürchteten, der Sieger werde Frankreich eine vertragsmäßige Verringerung seiner Wehrmacht auferlegen, wie es Napoleon I. 1807 mit Preußen getan und wie später das Versailler Diktat es mit Deutschland wiederholte. Sie waren überrascht, daß ihnen nichts dergleichen zugemutet wurde.[2] Allein Bismarck hielt solche Forderungen für übermütig und wollte nichts wissen von Bedingungen, die einen nach tapferem Kampfe geschlagenen Feind auch noch erniedrigten. Wieder, wie 1866, wirkten staatsmännische Klugheit und Demut vor Gott in gleichem Sinne auf Bismarck Politik, als Warnung vor Hybris.

Die Sorgen und der Ärger seines Amtes spiegeln sich nicht

selten in Bismarcks geistlicher Lektüre. Kaum je während des Krieges war er tiefer erregt, als in den Tagen, da die Vollendung der deutschen Einheit, der Anschluß der Südstaaten, in letzter Stunde — Mitte November 1870 — noch eine unerwartete Krise zu bestehen hatte. Bayern machte noch Schwierigkeiten; aber mit Württemberg glaubte man im Reinen zu sein. Da erhielten die württembergischen Minister in Versailles unmittelbar vor der Unterzeichnung ein Telegramm aus Stuttgart, das ihnen den Abschluß ohne Bayern verbot. Die Partikularisten hatten unter Führung der Königin Olga die Oberhand beim König gewonnen.[1] Bismarck war außer sich über die Intrige, über diese „Diplomaten und Bürokraten der alten Schule".[2] Da war es ein Wort nach seinem Herzen, das er am 20. November in der „Täglichen Erquickung" las: „Es ist gut auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten" (Ps. 118, 9), dazu ein Gesangbuchvers gleichen Geistes über die Fürsten. Er strich das Wort des Psalmisten an, unterstrich es und schrieb unter die beiden Zitate: „Versailles! viel Verdruß." Kurz vorher noch, am 13. November, hatte er — im Gedanken an seinen eigenen König — den Satz angemerkt: „O welch ein schönes liebliches Reich ist das gewesen, da Gottes Wort einmal einen frommen treuen König bekommen hat!"

Wie ein Idyll inmitten des blutigen Krieges, der damals besonders verantwortungsvollen diplomatischen Arbeit, der ermüdenden und manchmal erregenden Verhandlungen mit den Süddeutschen, des Ringens um die schwierige Kaiserfrage — „Kaiserei" (4. Dez.), „Kaiserärger" (11. Dez.), wie Bismarck schreibt, — inmitten des Streites um die Beschießung von Paris, der dem Kanzler schwer auf die Nerven fiel, bis er am 3. Januar die Frage „morgen?", am 4. „Nebel", am 5. das

erlösende „Endlich!" in die Loosungen eintrug, — inmitten dieser Welt voll Kampf wirkt es wie ein Idyll, wenn man den Gesangbuchvers der Loosungen vom Heilig Abend 1870 liest, den Bismarck angemerkt hat:

O Wunderlieb', o Liebesmacht!
Du kannst, was nie kein Mensch gedacht,
Gott Seinen Sohn abdringen.
O Liebe, Liebe! Du bist stark,
Du streckest Den in's Grab und Sarg,
Vor dem die Felsen springen.

Hier fühlt man es tief, wie sehr der große Kämpfer den Glauben an eine andere Welt brauchte, um die Last dieser tragen zu können.

Die Zeit des Krieges von 1870/71, in der Bismarck den Höhepunkt seines weltgeschichtlichen Wirkens erreichte, ist zugleich die Zeit seiner stärksten Erfüllung mit Religion innerhalb seiner ganzen Ministerzeit. Glaube und Tat waren untrennbar in ihm verbunden. Ohne den Glauben, daß Gott sein Volk zu Großem bestimmt hatte, wäre auch sein Wirken nicht zu denken:

Friedenskönig, weil's Dein Wille,
Daß Dein Volk hier grünen soll:
O so gieb uns Deine Fülle,
Mach uns Alle Geistes voll!

(Aus dem Brüdergesangbuch in den „Loosungen" vom 2. Februar 1871, von Bismarck angestrichen.)

* * *

Wie stets in Zeiten der Entspannung lassen auch nach dem deutsch-französischen Kriege die Anstreichungen Bismarcks in den Loosungen nach. Der Jahrgang 1871 bringt nur wenig. Am 28. Juni steht ein Fragezeichen neben dem Schriftwort: „So ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten?" (Luc. 11, 13). An die heraufziehende Periode des Gründungsschwindels erinnert am 24. November die Anstreichung des warnenden Wortes: „Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in's Verderben und Verdammniß; denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels" (1. Tim. 6, 9. 10). Ebenso am 2. März 1872: „Der unter die Dornen gesäet ist, der ist es, wenn Jemand das Wort höret, und die Sorge dieser Welt und Betrug des Reichthums erstickt das Wort, und bringet nicht Frucht" (Matth. 13, 22).

Überraschend wirkt es, zu Beginn des Jahres, das den Kulturkampf auf die Höhe führte, am 29. Januar 1874, den Gesangbuchvers angestrichen zu finden:

Schenk mir, Herr! den sanften Geist,
Welcher Lindigkeit beweist,
Der in mir sei die Zier
Und der Schmuck, der köstlich ist und werth vor Dir.

Daß Bismarck sich die Bitte dieses Liedes, die Bitte um Sanftmut, zu eigen machte, zeigt uns, wie sehr er sich bewußt war, daß der Kulturkampf auch in ihm, wie im deutschen Volke, Leidenschaften aufgewühlt hatte, die verderblich wirken mußten. Ein halbes Jahr später, nach Kullmanns Attentat, schrieb er seinem Kaiser: „Der Zorn und der Haß sind schlechte Rath-

geber in der Politik, und ich bitte Gott um Demuth und Versöhnlichkeit."[1] So hatte er manches Mal in den Jahren seines frühen Mannesalters Gott seine „Ungeberdigkeit" abgebeten und von ihm Kraft erfleht, sein „trotzigεs Herz mit Demuth und Frieden zu füllen".[2] Noch immer war dem heißblütigen Manne die Religion ein starker, vielleicht der stärkste Zügel seiner Leidenschaft. Diesmal aber, auf der Bahn des Kulturkampfes, hat sein religiöses Empfinden ihn doch mehr vorwärtsgetrieben als zurückgehalten. Denn in dem Gegensatz zwischen evangelischem Bekenntnis und Papstkirche sah Bismarck „die ursprünglichste, tiefste, mit unserer Seele und ihrem Heile zusammenhängende Grundlage dieses Kampfes".[3] Er griff zu Luthers Schriften, vor allem zu der an den christlichen Adel deutscher Nation, um sich für den Kampf mit dem Papsttum zu stärken.[4] Und den Jahrgang 1875 seiner Loosungen und Lehrtexte hat Bismarck damit eröffent, daß er auf die leere Seite vor dem Titelblatt schrieb:

Der alt böse Feind
Mit Ernst ers jetzt meint.
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.

Sonst stand auf dieser Seite stets eine fromme Widmung des Freundes Kleist-Retzow — jetzt war die Freundschaft durch den Kulturkampf zerbrochen, und Bismarck schrieb sich selbst die Widmung für dieses Jahr mit Luthers ehernen Versen. Seine Kampfstimmung blieb durch Jahre ungebrochen. Noch Ende des Jahres 1876, als der alte Kaiser längst für Einlenken war, dachte Bismarck nicht daran. Er stärkte sich an dem Wort (2. Dez.): „Aller Zeug,[5] der wider dich zubereitet wird, dem soll es nicht gelingen" (Jes. 54, 17).

Bismarcks Abneigung gegen den Katholizismus hatte einen religiösen und einen politischen Grund. Als Protestant nahm er die Selbstverantwortung des Gewissens vor Gott zu ernst, um den Gedanken einer irdischen Autorität in Glaubens- und Gewissensfragen ertragen zu können: „Folge ich dem Papste, geht für mich die Seligkeit verloren"; der Papst war ihm „ein Feind des Evangeliums".[1] Dem Staatsmann aber war der Gedanke einer Priesterherrschaft in jeder Gestalt unerträglich; lehnte er schon die lutherische Orthodoxie ab, so erst recht die Herrschaft des unfehlbaren Papstes über die Kirche. In der „Täglichen Erquickung für gläubige Christen" hat er einmal den Satz angemerkt: „Du wirst nimmermehr eins mit dem schädlichen Stuhl, der das Gesetz übel deutet."[2] Zu den wenigen Anstreichungen, die die Loosungen in der Zeit nach Bismarcks Entlassung noch bringen, gehört das (unter dem 16. September 1891 stehende) Wort 1. Petri 5, 2. 3. 4: „Weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde, nicht, als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde. So werdet ihr, wann er erscheinen wird, der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen." Am 18. Januar 1887 streicht er an: „Sehet zu, und hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer" (Matth. 16, 6). Immer die gleiche Abneigung gegen Glaubenseifer wie geistliche Herrschaft und Begrüßung jedes Schriftwortes, das diese Abneigung rechtfertigt.

Neben den Zeugnissen für konfessionell-kämpferische Stimmungen bieten die Loosungen doch auch in der Zeit des Kulturkampfes die von früher her gewohnten Anzeichen rein religiöser Besinnung. Während einer Erkrankung im März 1874

hat Bismarck Tag für Tag Spruch und Vers angestrichen, Stellen aus den Psalmen und anderen Büchern des Alten Testaments, aus den Evangelien und Episteln, alles ohne jede politische Beziehung, Worte des Trostes, manche voll Todesahnung, wie Matth. 27, 46 und aus dem Liede Paul Gerhardts die Stelle:

Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft Deiner Angst und Pein.

Es war der Tag (8. März), an dem der Leibarzt des Kaisers, Generalarzt Lauer, den Erkrankten aufsuchte. Die Erkrankung war nicht unmittelbar lebensgefährlich, aber ein schweres und langwieriges rheumatisches Fußleiden, das die Geduld des Patienten auf eine harte Probe stellte. Die erzwungene Ruhe war offenbar der Erweckung religiöser Stimmungen günstig. Am 11. März schließen diese Anstreichungen mit der Strophe:

Wo sollt ich sonst mich wenden hin?
Zu Dir, Herr Jesu, steht mein Sinn,
Bei Dir mein Herz Trost Hülf und Rath
Allzeit gewiß gefunden hat. —

Am 29. Oktober 1874, dem Tage der Eröffnung des Reichstages, der neue scharfe Zusammenstöße mit dem Zentrum brachte, unterstrich Bismarck den Vers:

Sei Du, Herr, mit unserm Bunde ...

Fast durchgängig rein religiös, ohne politischen Nebenklang, sind die Anstreichungen aus der zweiten Hälfte der siebziger und aus den achtziger Jahren. Politischen Klang hat die An-

zweiflung biblischer Friedensverkündigungen, die Bismarck in Zeiten europäischer Krisen las. So setzt er am 21. Mai 1878 ein Fragezeichen zu den Worten (1. Chron. 12, 18): „Friede, Friede sei mit dir!" Ebenso am 15. Januar 1885 zu der Verheißung des Propheten Jesaja (32, 18): „Mein Volk wird in Häusern des Friedens wohnen, in sicheren Wohnungen und in stolzer Ruhe", endlich am 24. Oktober 1889 zu dem Worte: „Alsdann will ich den Völkern anders predigen lassen mit freundlichen Lippen, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm dienen einträchtiglich" (Zeph. 3, 9). Es war die Zeit, in der Bismarcks Friedenspolitik Europa immer aufs neue vor dem Chaos eines Weltkrieges bewahrte — an das Kommen eines dauernden Friedens auf Erden aber hat er nie geglaubt. Historisch-politischen Sinn — doch kaum im Hinblick auf die Zukunft, sondern auf Vergangenes — hat auch die Anstreichung des Gesangbuchverses vom 23. Juni 1882:

Selbst das Erliegen nach dem Schein
Muß oft für Ort und Land
Der Anfang seiner Rettung sein
Durch Deine Wunderhand.

Von stärkstem persönlichem Interesse sind eine Anzahl Stellen, die uns zeigen, wie weit Bismarck auch in diesen Jahren ständig steigenden europäischen Ansehens entfernt war von jenem Unfehlbarkeitsglauben, den seine Verkleinerer ihm zuschrieben. Zu dem Wort „Der Herr wird Dir in allen Dingen Verstand geben" (2. Tim. 2, 7) schrieb Bismarck am 20. August 1889: „möchte Er!" Neben die Frage eines Gesangbuchverses

Wie aber das muß sein,
Weiß Er; was wissen wir?

setzte er ein großes Ausrufungszeichen (12. Mai 1876). Ein ander Mal (21. Februar 1877) strich er die Warnung des Apostels Paulus an (Röm. 12, 17): „Haltet euch nicht selbst für klug!“ und dazu die Verse:

Unser Wissen und Verstand
Ist mit Finsterniß umhüllet,
Wo nicht Deines Geistes Hand
Uns mit hellem Licht erfüllet.

Bismarck hat einmal in der „Täglichen Erquickung“ die Sätze Martin Luthers angestrichen:[1] „Das ist Gottes Werk und Kunst, daß er böse Sachen gut machen kann, wenn wir es verderbet und verwahrloset haben. Ich habe wahrlich oftmals viel Dinges unweislich und thöricht ausgerichtet, darüber ich hernach heftig bin erschrocken worden, und ich konnte nicht sehen, wie ich aus solchen Sachen, die durch meine Thorheit verworren und verderbet waren, wiederum mochte ledig werden und davon kommen.“ Die Anstreichung (deren Jahresdatum nicht feststeht) kann nur den Sinn haben, daß Bismarck dieses Selbstbekenntnis Luthers sich zu eigen machte. Es gehört zu seiner Größe, daß er nie, wie Metternich, geglaubt hat, der Irrtum sei seinem Geiste fremd. Er hatte das Recht zu den Worten, die er einmal im Reichstag sprach: „Ich bin im Innersten meines Herzens bei allem Erfolg vor Gott und Menschen stets demütig geblieben und habe mir denselben nicht zugeschrieben.“[2]

Bismarck fühlte, hierin ganz wie Luther, sich, sein Wirken, seine Worte, völlig von Gott abhängig und vertraute der göttlichen Hilfe. Dieses Vertrauen, sahen wir, ging so weit, daß er die Loosung des Tages nicht selten unmittelbar auf die Not oder das Bedürfnis des Augenblicks anwandte. Am Tage einer Reichstagsrede (5. März 1878) scheint es ihn gestärkt zu ha-

ben, daß er die Loosung fand: „Wenn sie euch überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zur Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt“ (Matth. 10, 19).

Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie dieser gewaltige Geist, zugleich einer der größten Meister der deutschen Sprache, der sich der dichterischen Unzulänglichkeit der Brüderpoesie bewußt war,[1] dennoch oft aus dem bescheidensten Liedervers Stimmungswerte und Zuversicht herausholte. „Nicht an dem Amt verzagen!“ fühlte er sich ermahnt, als er (am 21. Mai 1878) die Verse las:

Wir woll'n uns gerne wagen
In unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen,
Die's Thun vergißt;
Wir woll'n nach Arbeit fragen,
Wo welche ist;
Nicht an dem Amt verzagen,
Uns fröhlich plagen,
Und unsre Steine tragen
Auf's Baugerüst.

Der kindliche Zug, der den Liedern des Brüdergesangbuches oft eignet, entsprach dem Gottvertrauen Bismarcks. Die späteren siebziger und die frühen achtziger Jahre sind an Zeugnissen dafür besonders reich, reicher als die Zeit des Kulturkampfes, in der die Streitlust des Bekenners vorwaltete und die Verbindung von Religion und Politik nicht zum Heil ausschlug. Ich lasse die angemerkten Stellen (mit geringfügigen Auslassungen) folgen. Im Jahre 1877 klingt noch ein kämpferischer Ton mit, dann wird der Grundakkord von Bismarcks Religion, der des

hingebenden Gottvertrauens und Christusglaubens, immer reiner und tiefer.

Am 21. Februar 1877 streicht Bismarck den Spruch an: „Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe“ (Spr. 16, 9), dazu die Verse:

Ich folg' Ihm, wie Er mich will führen,
Weil ich doch immerdar kann spüren,
Daß nur Sein Rath allein besteht,
Und daß nur dieses wird geschehen,
Was Er, und nicht was ich ersehen,
Drum laß ich's gehen wie es geht.

Am folgenden Tage: „Der Herr, der Gott Israel, stritt für Israel“ (Josua 10, 14) und Luthers Vers:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.

Am 17. März unterstrich er: „Er macht zu nichte die Anschläge der Listigen“ (Hiob 5, 12). Acht Tage vor Eröffnung des Berliner Kongresses, am 6. Juni 1878, strich er das Wort des Psalmisten (18, 33) an: „Gott rüstet mich mit Kraft und macht meine Wege ohne Wandel.“ Am 29. Mai 1880:

Er wird es thun, der fromme, treue Gott,
Er läßt nicht ohne Maaß versuchet werden,
Er bleibet noch ein Vater in der Noth.

Als er am 1. Dezember den Spruch las: „Lasset uns gehen, zu bitten vor dem Herrn, und zu suchen den Herrn Zebaoth“ (Sach. 8, 21), schrieb er auf russisch daneben: „Gott sei Dank!“ (слава Богу). Am 28. Oktober 1881 merkte er an: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn! Er wirds wohl

machen" (Psalm 37, 5). Am 30. Oktober: „Fürchte dich nicht! Ich bin mit dir; weiche nicht! denn Ich bin dein Gott" (Jes. 41, 10). Tags darauf: „Alles was in deinem Herzen ist, das thue! denn Gott ist mit dir!" (1. Chron. 17, 2). Heilig Abend 1883: „Siehe das ist unser Gott, auf den wir harren, und Er wird uns helfen" (Jes. 25, 9). Dazu die Verse:

Das schreib dir in dein Herze,
Du hochbetrübtes Heer!
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr:
Seid unverzagt. Ihr habet
Die Hülfe vor der Thür;
Der eure Herzen labet
Und tröstet, steht allhier.

Darunter schrieb Bismarck zur Bekräftigung: „all right thank God." Es klingt wie ein beruhigtes Aufatmen, dieses wiederholte „Gott sei Dank!" Dank dafür, daß es in jener Welt einen festen Halt für die Kämpfe dieser Welt gibt. Einmal las er und strich an: „Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost! denn der Herr kann auch große Dinge thun" (Joel 2. 21 — 15. Dez. 1877). Da störte ihn das abschwächende „auch": er strich es durch. Neben seinem Gottesglauben stand, wenn auch seltener betont, der Christusglaube. Am 4. August 1887 strich er an:

Was Er gewonnen und erstritten,
Was Er geleistet und gelitten,
Das alles soll nun meine sein;
Mein Freund ist mein und ich bin Sein.

An Stimmungen aus Bismarcks Brautbriefen, von der Wandelbarkeit alles Irdischen, erinnert die Anstreichung vom

3. Oktober 1889, stark hervorgehoben durch Randstrich und Ausrufungszeichen: „Es werden Wasser in der Wüste hin und wieder fließen, und Ströme in den Gefilden. Und wo es zuvor trocken ist gewesen, sollen Teiche stehn, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein" (Jes. 35, 6. 7). Die letzte Anstreichung aus der Kanzlerzeit, vom 19. November 1889, gilt dem Spruch: „Gott ist es, der in euch wirket beides das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen" (Phil. 2, 13). Der Gottesgedanke bleibt der feste Mittelpunkt seines Glaubens.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre werden die Anstreichungen auffallend selten.[1] Diese Leere steht in einem fühlbaren Gegensatz zu dem Reichtum gegen Ende der siebziger und zu Anfang der achtziger Jahre. Es liegt nahe, die Erklärung für diesen Unterschied in der „Politik des praktischen Christentums" zu sehen, die Bismarck seit Ende der siebziger Jahre ins Auge faßte und seit Beginn der achtziger verwirklichte: das große Werk der Sozialversicherung war eine Aufgabe, an der die religiöse Lebensgrundlage nicht nur in demselben Sinne Anteil hatte wie an Bismarcks gesamter übriger Politik, durch die Bindung seines Gewissens an Gott, sondern dazu noch in dem besonderen Sinne, daß bei dieser Aufgabe die Christenpflicht der Hilfe und das Staatsinteresse der Wohlfahrt und des inneren Friedens in die gleiche Richtung wiesen. In einem Gespräch mit seinem bedeutendsten sozialpolitischen Mitarbeiter und zugleich Kritiker, dem Vortragenden Rat Theodor Lohmann, hat Bismarck Ende Dezember 1880 zuerst ausgesprochen, sein „Staatssozialismus sei überhaupt nur eine Konsequenz der modernen christlichen Staatsidee".[2]

In seinen großen sozialpolitischen Reichstagsreden von 1881 und 1882 hat Bismarck dann diesen Gedanken wiederholt

näher ausgeführt, hat die neuen Gesetzesentwürfe als „eine Pflicht der Humanität und des Christentums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen“, bezeichnet und hat das Bekenntnis abgelegt, „daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unserer offenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre vorzugsweise bestimmend für mich ist“.[1] Bismarck nimmt damit einen Gedanken nur auf, den er schon als junger Abgeordneter im Vereinigten Landtag von 1847 ausgesprochen hat: „daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß“.[2] All diese öffentlichen Äußerungen reichen so tief auf den Grund von Bismarcks gesamter Weltanschauung hinab, daß an ihrem Ernst und ihrer Ehrlichkeit nicht gezweifelt werden kann. Und daß die Loosungen und Lehrtexte gerade in den Anfangsjahren der Sozialpolitik Anstreichungen rein religiösen Charakters wesentlich zahlreicher enthalten als vorher und nachher, das scheint mir dafür zu sprechen, daß Bismarck eben damals wieder in einer Periode stärkerer religiöser Bewegung stand. Auch das mag erwähnt werden, daß sich am Schluß des Jahrgangs 1882 eine für das Format der Loosungen ungewöhnlich lange Eintragung findet, in der grundsätzliche Fragen der Sozialpolitik angedeutet werden — vielleicht Notizen für eine Reichstagsrede.[3]

Der auffallende Rückgang der Anstreichungen in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ist schon erwähnt worden. Überschreitet es die Grenze, die der Forschung gesetzt ist, wenn wir es wagen, nach einer Erklärung dafür zu suchen? Als eine Zeit der Entspannung, in der, wie wir früher sahen, die Sprache der Lesespuren in den Loosungen verstummt oder doch leiser wird, kann die Zeit von 1885 bis 1890 — eine Zeit schwerster

außenpolitischer Krisen und zweimaligen Regierungswechsels im Deutschen Reich — unmöglich angesehen werden. Wenn überhaupt eine Erklärung gewagt werden darf, kann sie nur in Bismarcks religiösem Leben gesucht werden, in das wir aus anderen Quellen gerade für diese Zeit einige Blicke tun können. Blicke voll scheuer Ehrfurcht, die das Geheimnis nicht entschleiern wollen, aber doch ahnen lassen, daß durch Bismarcks Seele nach dem Tode seines alten Herrn, nach den schweren Kämpfen unter Kaiser Friedrich und dem Anbruch einer neuen Zeit, vollends nach seinem Sturz, tiefe Erschütterungen gegangen sein müssen.

Der Leibkutscher des Fürsten hat Gräfin Wilhelm Bismarck von einem unvergeßlichen Erlebnis erzählt.[1] „Ich fuhr mit Durchlaucht im Herbst 1888 den ‚Totenweg' in den Püstower Bergen (Varzin), als der Fürst rief: ‚Anhalten! ich will mir die Kultur (Fichten) ansehen.' Er stieg aus und ging bergauf in den Bestand. Es dauerte zehn Minuten — zwanzig Minuten, mir wurde bange. Ich band die Pferde an einen Baum und ging in der Richtung, die der Fürst genommen hatte, nach. Nach etwa 3—400 Schritten sah ich ihn vor einer Kiefer auf beiden Knieen liegen, die gefalteten Hände gegen den Stamm gestemmt und die Stirn darauf gelegt. Tyras und Flörchen (die Doggen) saßen neben ihm. — Ich schlich mich leise zurück. Es dauerte wohl noch eine Viertelstunde, bis Durchlaucht wiederkamen, sehr blaß, sagten nur, freundlich wie immer: ‚Thut mir leid, daß es so lange gedauert hat. — Nach Hause!'"

Anderthalb Jahre später. Der letzte Vertraute der Jugendzeit, Graf Alexander Keyserling, ist bei seinem großen Freunde vom 3. bis zum 28. Juni 1890 in Friedrichsruh zu Gast.[2] Es ist das letzte Zusammensein der beiden. Wenige Monate zuvor war das Unfaßbare geschehen, die Entlassung des Kanz-

lers gegen seinen Willen. Am 17. Juni kam auf Bismarcks Einladung auch Pastor Hermann Dalton, der einst in St. Petersburg, als langjähriger Geistlicher der deutsch-reformierten Gemeinde, dem damaligen preußischen Gesandten von Bismarck-Schönhausen und ebenso dem Grafen Keyserling nahegetreten war.[1] Im Mai 1889 nach Berlin übergesiedelt, fand er im Hause des Reichskanzlers ebenso freundliche Aufnahme wie einst in der preußischen Gesandtschaft am russischen Hof. Während des Besuchs in Friedrichsruh erzählte nun Keyserling dem Pastor auf einem Spaziergang im Sachsenwald von einem Gespräch mit Bismarck, wie es vielleicht kein anderer als dieser Lebens- und Jugendfreund hätte führen können. Dalton hat es aufgezeichnet.[2] Keyserling hatte Bismarck „bei einer ernsten Unterhaltung aufs Gewissen gefragt, ob er noch die glaubensvolle Stellung zu Christus als dem Sohne Gottes und unserem Heiland wie in früheren Tagen einnehme (und wie sie Keyserling nie besessen — fügt Dalton hinzu). Darauf habe ihm Bismarck in tiefem Ernst erwidert: leider sei er während der Kämpfe der letzten Jahre dem Herrn ferner gerückt. Gerade jetzt in der schweren Zeit, die er durchlebe, empfinde er diese Ferne schmerzlichst. Er habe aber Gott gebeten, ihn nicht von der Erde zu nehmen, ohne ihm die glaubensinnige Stellung zu Christo wiedergegeben zu haben. Hier in der Zurückgezogenheit, fern dem öffentlichen Leben, im trauten Zusammensein mit seiner Johanna hoffe er, den alten kostbaren Besitz wieder zu erlangen."

An der Glaubwürdigkeit der Überlieferung ist bei der Persönlichkeit Keyserlings wie Daltons kein Zweifel möglich, wenn auch nur ein leiser Rest Bismarckscher Worte in der Erzählung anzuklingen scheint. Auch Graf Keyserling spricht in seinen Aufzeichnungen von Ebbe und Flut in Bismarcks Religiosität

und meint, daß „die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gotte bei Bismarck im Alter vielleicht eingeschlafen seien".[1] Nach Daltons Bericht ist es nicht sowohl Bismarcks Gottesglaube[2] als sein Christusglaube, der ins Wanken geraten war: „dem Herrn ferner gerückt" — verloren hat er ihn auch jetzt nicht, und die Sehnsucht nach Wiedergewinnung der alten Stellung zu Christus, die Bitte, Gott möge ihm dazu helfen, zeigt jedenfalls, daß Bismarck den Glauben an den persönlichen Gott des Christentums und damit die ursprüngliche Grundlage seiner Religiosität auch in dieser Krise seines Glaubens nicht verloren hat. Eine Bitte um Hilfe im Zweifel findet sich auch — leider undatierbar — in der „Täglichen Erquickung für gläubige Christen". In dem Liede „O Jesu Christe, wahres Licht" hat Bismarck die letzten Worte der Zeile „Hilf allen, die im Zweifel stehn" unterstrichen.[3] Weiteres Licht auf die Erschütterung seines Christusglaubens wirft eine andere Erzählung, die eine Zeugin des ergreifenden Erlebnisses mir mitgeteilt hat. Bismarck war vom 29. Mai bis 3. Juni 1889 nach längerer Abwesenheit wieder in Schönhausen. Wie auch sonst, machte er dem Pfarrer seinen Besuch. Von dessen Nichte, Frau Elisabeth Focken,[4] habe ich die Aufzeichnung: „Wir waren alle im Studierzimmer versammelt. Onkel hatte ein sehr schönes, großes Bild vom Fürsten, das bekannte mit dem Schlapphut, in seinem Zimmer hängen. Der Fürst besah es, schüttelte dann mit dem Kopf und sagte: ‚Das soll ich sein, das bin ich nicht.' Er drehte sich um, zeigte auf ein Bild vom sinkenden Petrus und sagte: ‚Das bin ich.'"

Jeder Versuch einer anderen als religiösen Deutung des seltsamen Wortes würde mir als verfehlt erscheinen. Der Gedanke an seinen Sturz lag Bismarck damals, und bis zum Ende des Jahres 1889, noch fern.[5] Und das Haus seines Pa-

stors wäre sicher nicht der Ort gewesen, an dem er die ersten Andeutungen davon gemacht hätte. Das Bild des in den Wellen versinkenden Petrus aber war den pietistischen Kreisen von Bismarcks pommerschen Freunden ein geläufiges Gleichnis für wankenden Glaubensmut[1] und jedem Pastor ohne weiteres verständlich. Diese und Graf Keyserlings Erzählung, die Dalton überliefert, zwingen also zu dem Schluß, daß Bismarck in den letzten Jahren seiner Amtszeit eine Krisis seines Christusglaubens durchgemacht hat. Damit wäre vielleicht erklärt, warum die Loosungen und Lehrtexte ihm damals weniger zu sagen hatten als früher.

Auch die Eintragungen in der Zeit nach der Entlassung sind spärlich. Der tiefe Groll des Gestürzten zeigt sich darin, daß Bismarck am 19. März — auf die erste Kunde von seiner unerwünschten Standeserhöhung — die Worte „Herzog [von] Lauenburg!" mit russischen Buchstaben, am 20. März, als er die Ernennung zugleich mit seinem Abschied in Händen hielt, noch einmal deutsch in die Loosungen eintrug: „Herzog [von] Lauenburg, Gen[eral] Oberst!" Keine seiner früheren Standeserhöhungen, weder die Erhebung zum Grafen noch die zum Fürsten, hat in den Loosungen eine Spur hinterlassen, während soviel Kleineres und Alltägliches seinen Platz in den Aufzeichnungen fand. Bei der Eintragung dieser aber hat der Zorn seine Hand geführt. Und erschütternd ist die erste Anmerkung eines Schriftwortes nach der Entlassung, acht Tage darauf, am 28. März 1890: „Es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen" (Matth. 26, 31). Daneben von Bismarcks Hand ein großes Fragezeichen!

Anstreichungen religiösen Sinnes finden sich in den Loosungen seit 1890 nicht mehr, nur Äußerungen persönlicher Stim-

mung, voll tragischer Schwere und lastenden Schmerzes. Am 10. Juni 1892 streicht Bismarck das Wort an: „Die mich ohne Ursach hassen, derer ist mehr, denn ich Haare auf dem Haupte habe" (Ps. 69, 5), am 5. November desselben Jahres: „Wie kann ich zusehen dem Übel, das mein Volk treffen würde!" (Esther 8, 6). Aber wie schwer auch die Sorge um sein Werk auf ihn gedrückt hat — das Wort, das er auf der Höhe seines Lebens und seiner Erfolge einst seinem Bruder schrieb: „Ich lebe gern",[1] dieses Wort galt auch für den Alten im Sachsenwalde noch. An seinem 76. Geburtstag las Bismarck in den Loosungen den Vers:

Wer lebet im Herrn,
Der stirbet auch gern
Und fürchtet sich nicht . . .

Da schrieb er mit zarter Schrift über „stirbet" die Worte: „lieber noch nicht."

Wenn die Loosungen uns auch über Bismarcks religiöse Gesinnung in seinem letzten Lebensabschnitt nichts aussagen: eins wissen wir doch. Bismarck hat bis in sein Todesjahr das Abendmahl empfangen — eine Handlung, die er lebenslang zu ernst nahm, als daß sie ihm je zur bloßen Zeremonie hätte herabsinken können. In der Karwoche 1898, bei der Einsegnung seiner Enkel, der Grafen Christian und Heinrich zu Rantzau, ließ er sich das letzte Abendmahl reichen. Er war tief gerührt und hatte Tränen in den Augen, küßte die beiden Konfirmanden und schüttelte dem amtierenden Pastor Westphal wiederholt die Hand.[2] Es war das gleiche Bild, wie es Bismarcks Hausgeistliche aus der früheren Zeit übereinstimmend geschildert haben.[3] Nach beendeter Feier soll er gesagt haben, wenn der Herr ihn rufe, sei er bereit zum Absatteln.[4]

Daß Bismarck sich bis zuletzt als Glied der christlichen Kirche gefühlt hat, wenn er auch nicht alles annahm, was sie lehrte, kann danach nicht zweifelhaft sein. Wir haben aus demselben Lebensjahre, dem 76., in dem er seinem Jugendfreund Keyserling gestand, Christus ferner gerückt zu sein, ein Urteil von ihm über das Christentum. Auf die Frage, welcher Philosoph oder welcher Held in der Geschichte auf sein eigenes Seelen- und Willensleben wohl den größten Einfluß gehabt habe, gab er die Antwort, auf der Chaiselongue liegend, mit einem nachsinnenden Blick nach oben: „Das Christentum".[1]

Dennoch haben ihn, den Gottsucher, auch religiöse Gedanken, die dem Christentum fremd sind — als ungelöste und unlösbare Probleme — im Alter wiederholt beschäftigt. Die uralte Frage, wie die Unvollkommenheit der Welt mit der Vorstellung eines vollkommenen Gottes zu vereinigen sei, hat auch ihn bewegt. Solange er als leitender Staatsmann das Gefühl hatte, daß Gottes Segen auf seinem Werk ruhe, fiel es ihm leichter, die Mängel dieser Welt hinzunehmen, als in der erzwungenen Tatenlosigkeit seines Alters, das ihn zum Zeugen einer — wie er überzeugt war — für Deutschland unheilvollen Politik machte. Einmal warf er die Frage auf und führte den Gedanken näher aus,[2] „ob der Dualismus, der durch unser ganzes Erdendasein geht, sich auch bis auf das höchste Wesen erstreckt..., ob nicht auch unser Gott ein Wesen zur Seite hat, das ihn so ergänzt, wie uns die Frau". Einen Einwurf, der ihn an die Dreieinigkeit erinnerte, schob er beiseite, wie ihn dogmatische Fragen ja nie tiefer berührt haben, und fuhr fort: „Dann habe ich schon oft darüber nachgedacht, ob es zwischen uns unvollkommenen Menschen und der höchsten Gottheit nicht noch Zwischenstufen gibt, und ob der große Gott, bei seiner Allmächtigkeit, nicht noch Wesen zur Verfügung hat, auf die er

sich bei der Verwaltung des unermeßlichen Weltsystems stützen kann." Vielleicht, meinte er, habe unsere kleine Erde gerade einen Oberpräsidenten erwischt, „der den Willen unseres großen, allgütigen Gottes nicht immer erfüllt und uns manchmal etwas stiefmütterlich behandelt".

„Das sind Worte, die nicht beim Worte genommen sein wollen", sagt mit Recht Erich Marcks,[1] Worte, die man in einem vertrauten Kreise hinwirft, in dem man sicher ist, nicht mißverstanden zu werden. Bismarck liebte dieses Hinüberspielen vom Ernst zum Scherz und liebte das anschauliche Bild zur Umschreibung von Gedanken, für die es Worte nicht gibt. Die scherzende Form dieses Gesprächs, das dem Staatsmann naheliegende Bild des „Oberpräsidenten", dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Bismarck sehr ernst gestimmt war. Der Arzt, Dr. Gittermann, dem wir die Aufzeichnung danken, schildert auch die Stimmung, die Bismarck weckte: „Diese in ernstem Tone gesprochenen Worte machten auf uns einen ergreifenden Eindruck; die vorher heitere Unterhaltung wurde nicht wieder aufgenommen, und wir kamen auf Religion, auf die verschiedenen Dogmen, auf Christus und die Bibel zu spechen. Der Fürst sagte dazu folgendes: ‚Ich bemühe mich, ein gläubiger Christ zu sein, und bekenne überall gern mein Christentum; ich halte es auch für notwendig, daß dem Volke die christliche Religion erhalten wird; aber religiöse Unduldsamkeit ist mir verhaßt, und ich würde unter meiner Amtsführung keinerlei Glaubenszwang geduldet haben.'" Es ist der Standpunkt, den Bismarck, als Bekenner eines Christentums persönlicher Färbung und persönlichen Erlebens, allezeit vertreten hat. Wenige Wochen danach, im März 1893, ist er in einem Gespräch mit der befreundeten Freifrau von Spitzemberg auf den Gedanken der Zwischenstufen zwischen Gott und Mensch noch

einmal zurückgekommen. Die Form war wieder ein politisches Bild, das als Scherz wirken könnte; aber der Anlaß des Gesprächs, ein Todesfall von unbegreiflicher Tragik, war nicht angetan zum Scherzen. Bismarck sagte: „Ich habe eben oft das Gefühl, daß unser Schöpfer und Herr nicht immer alles selbst tut, sondern die Führung gewisser Gebiete anderen, seinen Ministern und Beamten, überläßt, die dann Dummheiten machen! Sehen Sie, wie unvollkommen sind wir! Und darauf sollte gleich Gott selbst kommen? Das glaube ich nicht.“[1]

Es sind Gedanken, die, sicher selbständig erdacht, doch an neuplatonische Vorstellungen erinnern und sich ähnlich im volkstümlichen Bewußtsein finden wie bei Denkern und Dichtern, bei Leibniz, Haller, Wieland, Schiller, Jean Paul und anderen, dem ganzen 18. Jahrhundert geläufig.[2] Bismarck hat sie anspruchslos hingeworfen, doch für nachdenkliche Zuhörer; sie zeigen, daß er gegenüber den ewigen Dingen sich das Recht eigener Gedankenwege wahrte und dabei doch „überall gern“ sein Christentum bekannte. Es waren keine Wege, die ihn von dem Glauben, ohne den sein ganzes gewaltiges Wirken undenkbar wäre, hinweggeführt und in die Zweifel seiner Jugend zurückgeworfen hätten. Eins vor allem zeigen auch diese suchenden und fragenden Gespräche des alten Bismarck: der Urquell seines religiösen Lebens war nicht versiegt, der Glaube an den *persönlichen* Gott, den er sich erkämpft, weil er ihn brauchte, um an einen Sinn des Lebens und Handelns in dieser Welt zu glauben — der ist ihm geblieben, bis zuletzt. An ihn hat er, wenige Wochen vor seinem Ende, das letzte Gebet gerichtet, von dem wir wissen.[3] Seine Tochter hörte es durch die offne Tür: „O Gott, nimm mein schweres Leiden von mir oder nimm mich auf in Dein himmlisches Reich. Behüte meine Geliebten und behüte auch mein Land und laß es nicht verloren gehen!“

Anmerkungen

Zu S. 2

[1] Moritz Busch, Unser Reichskanzler I (1884) S. 128. Doch sprechen genügend Anzeichen dafür, daß diese Regel keineswegs immer eingehalten worden ist. Bismarck hat die Loosungen gewiß oft auch morgens gelesen oder im Laufe des Tages zu ihnen gegriffen.

[2] 2. revidirte Auflage, Nürnberg (Johann Phil. Raw'sche Buchhandlung) 1853. Es handelt sich bei diesem Buche nicht, wie bei den „Loosungen", um einen jedes Jahr neu aufgelegten Kalender, sondern um eine einmalige Erwerbung, so daß die zu dem einzelnen Tage gemachten Eintragungen nur dann nach dem Jahre zu datieren sind, wenn Bismarck die Jahreszahl ausdrücklich hinzugefügt hat. Die große Mehrzahl seiner Eintragungen und Anstreichungen stammt aus dem Kriege 1870/71.

Zu S. 3

[1] Siehe die Zusammenstellung der wichtigsten Literatur am Schlusse dieser Schrift.

Zu S. 4

[1] Bismarcks Werbebrief an Herrn von Puttkamer, Ende Dezember 1846. Briefe an Braut und Gattin S. 4.

[2] Ebenda S. 3.

[3] Ich stimme hier voll überein mit den wohlbegründeten Ausführungen von Erich Marcks, Bismarcks Jugend S. 341, und O. Baumgarten, Bismarcks Glaube S. 47.

Zu S. 5

[1] Busch, Tagebuchblätter I (1899) S. 248 f.

[2] Brief an Manteuffel, 23. Oktober 1852. Gesammelte Werke I S. 238.

[3] Busch, Tagebuchblätter I S. 247.

Zu S. 6

[1] Reichstagsrede vom 9. Januar 1882. Politische Reden, hrsg. v. H. Kohl, IX (1894) S. 207.

[2] Am 16. August 1861. Bismarcks Briefe an Schwester und Schwager (1915) S. 125.

Zu S. 7

[1] Schiffers, Bismarck als Christ (4. Aufl. 1915) S. 97 Anmerkung.

[2] Nach Mitteilung des Superintendenten Max Vorberg erzählt von Marcks in Anton Bettelheims „Biographischen Blättern" I (1895) S. 136. Max Vorberg selber hat das Wort einige Jahre danach in seinen Bismarckerinnerungen zweimal erwähnt. Einmal sagte der Kanzler zu

ihm: „Die Weltgeschichte mit ihren großen Ereignissen kommt nicht daher gefahren wie ein Eisenbahnzug in gleichmäßiger Geschwindigkeit. Nein, es geht ruckweis vorwärts, aber dann mit unwiderstehlicher Gewalt. Man soll nur immer darauf achten, ob man den Herrgott durch die Weltgeschichte schreiten sieht, dann zuspringen und sich an seines Mantels Zipfel klammern, daß man mit fortgerissen wird, so weit es gehen soll. Es ist unredliche Thorheit und abgelebte Staatsklugheit, als käme es darauf an, Gelegenheiten zu schürzen und Trübungen herbeizuführen, um dann darin zu fischen." Das andere Mal war die Rede von den Siegen des Jahres 1866 und dem Wunsche des Königs, mit seinem Heere triumphierend in Wien einzuziehen. „Aber da", so erzählte B., „da sah ich den Herrgott durch die Weltgeschichte schreiten, und sprang zu, seines Mantels Zipfel zu ergreifen. Die furchtbare Wirkung der Cholera, die unsere Armee schwächte, und der Neid der Nachbarn im Osten und Westen standen vor uns." Max Vorberg, Otto von Bismarck. Ein Erinnerungsbild. „Kirchliche Monatsschrift", herausgegeben von Georg Lasson, 18. Jahrgang (Gr. Lichterfelde 1899) S. 2. 53. Gräfin Wilhelm Bismarck hat mir aus eigener Erinnerung von einem Gespräch erzählt, das Bismarck, auf der Chaiselongue liegend, die gelesenen Zeitungen sinken lassend, mit den Worten begann: „Kind, Politik ist keine Wissenschaft." Sie: „Politik ist wohl mehr Gefühlssache, wenn Du auch nie sentimentale Politik gemacht hast." Schweigen. Bismarck pafft einige Züge aus seiner langen Pfeife. Dann: „Politik ist, daß man Gottes Schritt durch die Weltgeschichte hört, dann zuspringt und versucht, einen Zipfel seines Mantels zu fassen." — Es schien mir von Wert, die Überlieferung des oft angeführten und mehrmals gefallenen Wortes einmal zusammenzustellen.

[3] Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck (1902) S. 18.

Zu S. 8

[1] Brief an Johanna, 4. März 1847. S. 61. Vgl. unten S. 69 (Anm. 1 zu S. 34).

[2] Gütige Mitteilung der Fürstin Herbert Bismarck.

[3] H. v. Petersdorff, Kleist-Retzow (1907) S. 357.

Zu S. 9

[1] Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck (1902) S. 276.

[2] Baumgarten, Bismarcks Glaube (1915) S. 127.

[3] An seine Frau 19. November 1850. S. 215.

[4] Bismarck-Briefe, herausg. von Horst Kohl (7. Aufl. 1898) S. 295.

Zu S. 10

[1] Brief vom 1. August 1859. Bismarcks Briefe an seinen Sohn Wilhelm, herausg. von Windelband (1922) S. 2.

[2] R. Braune, Aus Bismarcks Hause (1918) S. 68.

[3] Gespräch mit dem Maler Sir William Richmond, November 1887. H. v. Poschinger, Bismarck-Portefeuille IV (1899) S. 97; auch bei Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, Unbekannte Gespräche mit Bismarck. „Süddeutsche Monatshefte" Jahrgang 27 (1930) S. 317.

[4] E. Marcks, Bismarcks Jugend S. 260 f.

Zu S. 11

[1] Bismarcks Religion. Lenz, Kleine Hist. Schriften I (1913) S. 374.

[2] An Johanna 7. Februar 1847. S. 18.

[3] An Johanna 4. März 1847. S. 60.

[4] An Johanna 7. Februar 1847. S. 18.

[5] Bismarcks Glaube S. 58.

[6] Brief an seine Braut, 7. Februar 1847. S. 18.

Zu S. 12

[1] K. Böckheler, Eine Audienz schwäbischer Pastoren beim Reichskanzler in Kissingen (26. Juni 1877). „Daheim" 13. Jahrgang (1877) S. 717.

[2] Brief an Johanna, 7. Februar 1847. S. 18.

Zu S. 13

[1] Lenz a. a. O. S. 376.

[2] Bismarck-Briefe S. 452.

[3] Bismarck-Briefe S. 421.

Zu S. 14

[1] Oskar Pank, Bismarckbüchlein (1885) S. 110. Derselbe, Im Bismarckschen Hause (1929) S. 30 f. Herm. Dalton, Lebenserinnerungen II (1907) S. 187 f. Otto Schiffers, Bismarck als Christ (4. Aufl. 1915) S. 68 f., 73. Vgl. auch M. Busch, Tagebuchblätter I (1899) S. 51.

[2] Busch, Tagebuchblätter I S. 279. Vgl. Bismarcks Reichstagsrede vom 9. Mai 1885. Politische Reden, hrsg. v. H. Kohl, XI S. 180 f. 189 ff.

Zu S. 17

[1] Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, Unbekannte Gespräche mit Bismarck. „Süddeutsche Monatshefte" 27. Jahrg. (1930) S. 308. — Am Schluß des Jahrgangs 1872 der Loosungen rechnet Bismarck zusammen: „211 Tage Varzin, Sachsenwald, Schönhausen. 155 T. Berlin."

[2] P. Hahn, Varzin. Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck (1908) S. 36.

[3] Gedanken und Erinnerungen Bd. 3 S. 117 f., Anmerkung.

[4] P. Hahn, Varzin, S. 36.

Zu S. 18

[1] Mitteilung der Fürstin Herbert Bismarck.

[2] Hahn a.a.O.

[3] Mitteilung der Fürstin Herbert Bismarck.

Zu S. 19

[1] Chr. v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten II (1910) S. 210—13.

[2] Niederschrift Herbert Bismarcks über den Tod seines Vaters. Veröffentlicht durch Fürstin Herbert Bismarck, Die Brautbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck (1931) S. 232.

Zu S. 21

[1] tic douloureux, nervöser Gesichtsschmerz.

[2] Dryander, Persönliche Erinnerungen an Bismarck. In: Erinnerungen an Bismarck, hrsg. von E. Marcks und K. A. v. Müller (1915) S. 171.

[3] Freundliche Mitteilung der Gräfin Wilhelm Bismarck.

Zu S. 22

[1] Gustav v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen (1904) S. 285.

[2] H. v. Petersdorff, Kleist-Retzow (1907) S. 357; H. v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III (1896) S. 242. Kleist-Retzow spricht irrtümlich von einer schweren Verwundung im Duell (Herbert Bismarck hat nie ein Duell gehabt); es handelte sich um eine Mensurwunde, an die sich Wundfieber und eine gefährliche Kopfrose anschlossen. In der Hauptsache aber stimmt seine Erzählung: die Loosung des Tages (3. Dezember 1869) lautet: „Er wird leben, und man wird immerdar vor Ihm beten, täglich wird man Ihn loben." Psalm 72, 15. Die allein anwendbaren ersten drei Worte, auf die Bismarcks Blick zuerst fiel, genügten seinem Verlangen nach einer Antwort von oben. Die durch das Loos gewählten Sprüche — daher der Name Loosungen — galten dem gläubigen Leser als Stimme Gottes. Bismarcks Randbemerkung am 3. Dezember 1869: „Herbert krank."

[3] Otto Schiffers, Bismarck als Christ S. 72. — Das Exemplar König Wilhelms befindet sich heute in der Berliner Staatsbibliothek (Cp 13 130).

Zu S. 24

[1] Bismarck hat die ihn ansprechenden Stellen in der Regel nur durch einen Strich am Rande bezeichnet, die ihm wichtigeren durch ein Kreuz hervorgehoben, in besonderen Fällen den Text selbst unterstrichen.

Zu S. 25

[1] Siehe vor allem: Carl Schweitzer, Bismarcks Stellung zum christlichen Staate (1923); Wilhelm Stapel, Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus (1932).

Zu S. 26

[1] Andraes Brief vom 24. Dezember 1865: Bismarck-Jahrbuch III (1896) S. 213—16. Bismarcks Antwort vom 26. Dezember: Bismarck-Briefe, hrsg. von Kohl (7. Aufl. 1898) S. 420—22.

[2] Schon Schweitzer hat, in der eben angeführten Schrift (S. 67), die Bedeutung dieser Stelle richtig erkannt. Ich kann Schweitzer nicht in jeder seiner Formulierungen folgen, halte a er seinen Grundgedanken, daß der Mensch und der Staatsmann in Bismarck als untrennbare Einheit zu verstehen sind, für unanfechtbar richtig.

Zu S. 27

[1] Erich Brandenburg, Die Reichsgründung II (2. Aufl. 1922) S. 12.

[2] Durch eine Meinungsverschiedenheit mit Ludwig von Gerlach fühlte B. sich zu „ernstester Prüfung veranlaßt, ob die Richtung, in der ich ‚meines Amtes warte', Gott oder nur Menschen diene". Brief B.s an Leopold von Gerlach vom 20. Januar 1854. In Horst Kohls Ausgabe (1896) S. 122. Im Abgeordnetenhause erklärte B. am 16. März 1875: „Ich glaube Gott zu dienen, indem ich meinem Könige diene." Polit. Reden VI S. 249. — In der entschiedenen Ablehnung der Auffassung Brandenburgs stimme ich ebenfalls voll überein mit Carl Schweitzer, B.s Stellung zum christlichen Staate (1923) S. 31 f., vgl. 28.

[3] Hans von Soden, Bismarcks Glaube (1915) S. 7.

Zu S. 28

[1] Auch in Zeiten, die keine Anstreichungen von Bibelstellen oder Gesangbuchversen enthalten, sondern nur Eintragungen rein weltlichen Inhalts, hat Bismarck die Loosungen nicht etwa nur als Notizkalender benutzt, sondern aufmerksam gelesen: das ergibt sich daraus, daß er sogar Druckfehler im Text gelegentlich verbessert.

[2] v. Soden S. 8.

Zu S. 30

[1] Siehe seinen Brief an Roon vom 27. August 1869. Bismarck-Briefe S. 448. Gesammelte Werke XIV S. 756.

[2] Rob. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 263. Zu Keudells Beobachtung stimmt gut Bismarcks Dankesbrief an Erzbischof Ledochow-

ski, der ihn zu seiner Errettung beglückwünscht hatte. Bismarck schrieb ihm: „La protection divine, en sauvant ma vie, en même temps m'inspire la confiance que ce ne sera pas pour porter malheur à mon pays que Dieu aura voulu me protéger contre un péril aussi grave, mais qu'ayant conservé mes jours, Il daignera me donner la force et les lumières pour suffire à une tâche au dessus de celles que je possède." Bismarck-Jahrbuch III (1896) S. 223.

Zu S. 31

[1] Briefe an Braut und Gattin S. 159 (16. September 1849).

[2] Erich Marcks, Zwei Studien: Hist. Zeitschr. Bd. 144 (1931) S. 507.

Zu S. 32

[1] Oetker, Lebenserinnerungen III (1885) S. 454.

Zu S. 33

[1] Politische Reden, hrsg. von H. Kohl, XII S. 447.

Zu S. 34

[1] Siehe den schon oben S. 65 (Anm. 1 zu S. 8) erwähnten Brief Bismarcks an seine Braut vom 4. März 1847: „Du weißt, daß Paulus erst nach Christi Scheiden sich bekehrte, daß der genannte Evangelist (Lukas) erst ein späterer Schüler der Apostel und andrer Schüler war. Ich lege daher, wo ich zweifelhaft bin, auch mehr Gewicht auf Stellen aus den Schriften der Apostel selbst, als auf die Pauli und des Genannten." Briefe an Braut und Gattin S. 61.

Zu S. 36

[1] Unterstreichungen Bismarcks im Text der Loosungen und Lehrtexte werden, wie hier ein für allemal bemerkt sei, im Druck durch Sperrung hervorgehoben.

[2] H. v. Petersdorff, Kleist-Retzow (1907) S. 357; Rogge, Bismarcks Bekehrung, „Der Türmer" (März 1901) S. 565.

[3] Zuerst veröffentlicht in der Kreuzzeitung, 5. September 1895, Nr. 414; wieder abgedruckt bei Wilhem Onken, Unser Heldenkaiser (1897) S. 124.

[4] Durch ein Telegramm, das der Geschäftsträger in Paris, Graf Solms, am 7. Juli an das Auswärtige Amt in Berlin richtete, und das dieses nach Varzin weiterleitete. R. H. Lord, The origins of the war of 1870 (Harvard Historical Studies XXVIII. 1924) S. 138. Vgl. R. Fester, Die Genesis der Emser Depesche (1915) S. 52.

Zu S. 37

[1] Lord a. a. O. Fußnote 2. [2] Lord S. 155 (Nr. 52).

[3] Sie geht zurück auf Moritz Blanckenburg, damals Gast in Varzin.

Zu S. 38

[1] Die Eintragung am 12. Juli lautet vollständig: „Varzin-Berlin (Hohenzoll[ern] Telegr[amm] Rücktritt) Friede?" Am 13. Juli: „Moltcke u. Roon z[u] T[isch]. Circ[ular] Telegramm." Am 14.: „Krieg?" Am 15.: „S. M. von Ems. Mobilmachung."

Zu S. 40

[1] Näheres darüber bei G. v. Wilmowski, Meine Erinnerungen an Bismarck (1900) S. 186. Vgl. P. Hahn, Varzin S. 107.

[2] Siehe besonders Busch, Tageblätter I S. 247—50.

[3] Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 447 f. Vgl. Busch I S. 247.

Zu S. 42

[1] Briefe an Braut und Gattin S. 611.

[2] Jules Favre, Gouvernement de la défense nationale III (1875) S. 93. A. Sorel, Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande II (1875) S. 232.

Zu S. 43

[1] Erich Brandenburg, Der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund (1910) S. 64 ff.

[2] Brief Bismarcks an seinen Sohn Herbert vom 12. November 1870. In den Briefen an Braut und Gattin S. 619.

Zu S. 46

[1] Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I: Kaiser Wilhelm I. und Bismarck (1901) S. 247.

[2] Briefe an Braut und Gattin S. 199, 203 (12. u. 15. Oktober 1850).

[3] Herrenhausrede vom 14. April 1875. Politische Reden VI S. 263.

[4] G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen (1904) S. 440.

[5] Neuere Bibeln haben statt dieser altertümlichen Fassung den Wortlaut: „Eine jegliche Waffe, die wider dich zubereitet wird . . ."

Zu S. 47

[1] Herrenhausrede vom 14. April 1875. Politische Reden VI S. 263—65.

[2] Der Satz steht unter dem Datum des 5. Juli; unten auf der Seite von Bismarcks Hand: 74 Trin. S[onntag] Kissingen, 85 Trin. S. Kröchlendorf, 91 Trin. S. Fr[iedrichs]ruh. Die Anstreichung der Stelle und die Unterstreichung der gesperrt gedruckten Worte datieren also vermutlich vom Jahre 1874.

Zu S. 50

[1] Unter dem 24. November (ohne Jahresangabe). Es handelt sich um Worte Luthers über 1. Mose 31.

[2] Am 16. Februar 1885. Polit. Reden XI S. 35.

Zu S. 51

[1] Dryander, Persönliche Erinnerungen an Bismarck. In: Erinnerungen an B., hrsg. von E. Marcks u. K. A. v. Müller (1915) S. 170.

Zu S. 54

[1] Rein religiösen Sinn haben nur die drei oben genannten und jene Bitte um Verstand in allen Dingen (ob. S. 48).

[2] Hans Rothfels, Zur Geschichte der Bismarckschen Innenpolitik. „Archiv für Politik und Geschichte" VII (1926) S. 300.

Zu S. 55

[1] Polit. Reden IX S. 9. 29. 208. Vgl. die Zusammenstellung bei O. Baumgarten, Bismarcks Religion (1922) S. 114 f. — Siehe auch das Zitat oben S. 5 (unten).

[2] Politische Reden I S. 24.

[3] Die Eintragung lautet: „soll Industrie staatliche Zwecke erfüllen, muß sie ev. staatlich subventionirt werden, keine Industrie (Arb. Petit. antw. Enquete fragen) wird lange mit Schaden oder geringem Ertrag fortgesetzt, Eingriff mit Vorsicht, nicht mehr die Zuversicht wie vor den Wahlen. Arbeiter Freihändler? Manchester? nicht abhalten Schuldigkeit, aber vielleicht andre Wege u. andre Regirung, abwarten welche Unterstützung im Frühjahr.

scheint, daß Arbeiter mehr von fr[emder] Concurrenz als vom Staat erwarten."

Vgl. Bismarcks Reichstagsrede vom 9. Januar 1882: „Wenn man an die Industrie Anforderungen stellt zur Erfüllung staatlicher Zwecke..." Polit. Reden IX S. 209. — Über die christlichen Beweggründe von Bismarcks Sozialpolitik handelt sehr gut Reinhold Seeberg, Das Christentum Bismarcks (1915) S. 21 f.

Die Loosungen enthalten nur ganz wenige Eintragungen, die, wie diese, keinen Tagebuchcharakter tragen, sondern politische Notizen zu praktischem Gebrauch sind. Die vorstehende ist bei weitem die längste.

Zu S. 56

[1] Leibkutscher Patzke, gestorben in Bismarck-Varzin'schen Diensten im Jahre 1917. Gräfin Wilhelm hat die Erzählung aufgezeichnet; ihr danke ich die gütige Mitteilung.

[2] H. v. Taube, Graf Alexander Keyserling II (1902) S. 586—599.

Zu S. 57

[1] Hermann Dalton, Lebenserinnerungen II u. III (1907/08).

[2] Zuerst veröffentlicht im „Daheim" 35. Jahrg. (1899) S. 423 (auch in B.s Gesammelten Werken IX, Gespräche Bd. 3 S. 53 f.), dann wiederholt in Daltons Lebenserinnerungen III S. 378 f.

Zu S. 58

[1] H. v. Taube, Graf Keyserling II S. 598. — Da Keyserling selbst keine religiöse Natur war, verkennt er freilich den entscheidenden Trieb der Bismarckschen Religiosität und deutet deren Entstehung aus der Liebe zu Johanna, ihr Nachlassen aus dem Einschlafen der erotischen Triebe. Dieses Vergreifen im Urteil berührt aber nicht die Glaubwürdigkeit der oben wiedergegebenen Erzählung.

[2] Daß dieser der alte geblieben war, sahen wir schon: S. 54: Loosung vom 19. November 1889.

[3] Das Lied steht unter dem 9. November; Jahresangabe fehlt.

[4] Witwe des Pastors Focken in Emden.

[5] Gedanken und Erinnerungen III S. 49 f. Gesammelte Werke XV S. 488 f. Ges. Werke IX: B.s Gespräche Bd. 3 S. 24 f. 217: „In der letzten Unterredung, die ich mit dem Kaiser von Rußland vor meiner Demission hatte [Mitte Oktober 1889], sagte er mir, nachdem ich ihm meine politischen Anschauungen dargelegt hatte: ‚Ja, Ihnen glaube ich, und in Sie setze ich Vertrauen, aber sind Sie auch sicher, daß Sie im Amte bleiben?' Ich sah den Kaiser von Rußland erstaunt an und sagte ihm: ‚Gewiß, Majestät, ich bin dessen ganz sicher, ich werde mein Leben lang Minister bleiben'; denn ich hatte keine Ahnung davon, daß eine Änderung bevorstehe, während der Zar selbst, wie die Frage zeigt, von der Wandlung, die sich vollziehen sollte, bereits unterrichtet sein mochte." Vgl. Erinnerungen an Bismarck, gesammelt von E. Marcks u. K. A. v. Müller (1915) S. 59. 61. 80. — Erst im Dezember 1889 rechnete Bismarck mit seinem baldigen Rücktritt: Ges. Werke VIII, Gespräche Bd. 2 S. 675.

Zu S. 59

[1] H. v. Petersdorff, Kleist-Retzow S. 340.

Zu S. 60

[1] Brief an seinen Bruder vom 23. Juli 1871. Bismarck-Briefe S. 467.

[2] Freundliche Mitteilung des Grafen Heinr. zu Rantzau.

[3] Siehe oben S. 66 (Anm. 1 zu S. 14).

[4] Otto Schiffers, Bismarck als Christ S. 171.

Zu S. 61

[1] Schiffers S. 64, Anm.

[2] Das Weitere in Bismarcks Gesammelten Werken IX, Gespräche Bd. 3 S. 313. Gespräch aus dem Febr. 1893.

Zu S. 62

[1] E. Marcks, Bismarck-Gespräche der Spätzeit. „Velhagen u. Klasings Monatshefte" (April 1923) S. 180.

Zu S. 63

[1] Gesammelte Werke IX S. 324.

[2] Rudolf Unger, Zur Geschichte des Palingenesiegedankens im 18. Jahrhundert. „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte" II (1924) S. 260—62.

[3] Aufgezeichnet durch Bismarcks Schwiegersohn, Graf Kuno zu Rantzau. Seinem Sohne, Graf Heinrich, sage ich für die Mitteilung herzlichen Dank.

Literatur

Erich Marcks, Bismarcks Jugend (1909).

Erich Marcks, Zwei Studien an neuen Bismarckquellen. „Histor. Zeitschrift" Bd. 144 (1931) S. 498 ff.

Otto Baumgarten, Bismarcks Glaube (1915).

Otto Baumgarten, Bismarcks Religion, Bd. 16 der „Klassiker der Religion," hrsg. von Pfannmüller (1922).

Max Lenz, Bismarcks Religion. In der „Woche" (1901) und in L.s „Kleinen Histor. Schriften" I (2. Aufl. 1913).

Christian Rogge, Bismarcks Bekehrung. Im „Türmer", 3. Jahrg. I (März 1901).

R. Krauel, Die Bekenntnisse des jungen Bismarck (1901).

Johannes Penzler, Fürst Bismarck als Christ (1901).

Ernst Müsebeck, Zur religiösen Entwicklung Bismarcks. „Preuß. Jahrbücher" Bd. 107 (1902).

Friedrich Meinecke, Bismarcks Eintritt in den christlich-germanischen Kreis. „Histor. Zeitschr." Bd. 90 (1903) und in M.s Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert (1918).

Eberhard Vischer, Das Christentum Bismarcks (1905).

Otto Schiffers, Bismarck als Christ (1906, 4. Aufl. 1915).

Eberhard Gothein, Bismarcks Stellung zur Religion. Im „Bismarckjahr", hrsg. von Lenz und Marcks (1915).

Reinhold Seeberg, Das Christentum Bismarcks. „Biblische Zeit- und Streitfragen" X, 6 (1915).

Hans von Soden, Bismarcks Glaube (1915).

Ernst Dryander, Persönliche Erinnerungen an Bismarck. In: Erinnerungen an Bismarck, Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden, gesammelt von A. v. Brauer, E. Marcks u. K. A. v. Müller (1915).

Rudolph Braune, Aus Bismarcks Hause (1918).

Carl Schweitzer, Bismarcks Stellung zum christlichen Staate. „Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher" Nr. 7 (1923).

Oskar Pank, Im Bismarckschen Hause (1929).

Otto Westphal, Feinde Bismarcks (1930). 1. Kapitel, Abschnitt 5: B.s Religion.

Karl Ludwig, Bismarcks religiöses Ringen (1930), hierzu die Kritik von M. v. Hagen in der „Zeitschrift für Politik" 22. Jahrg. (1932) S. 467 f.

Hermann Haß, Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur. Jena 1927.

Von demselben Verfasser erschienen

Bismarck. Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 15
Bielefeld und Leipzig 1925.

Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag
zu Frankfurt (1851 bis 1859)
Leipzig 1927. K. F. Koehler.

Bismarcks Friedenspolitik. München 1930. Max Hueber.

Neuerscheinung

Fürst Nikolai Orloff

Bismarck und Katharina Orloff

Ein Idyll in der hohen Politik

Mit unveröffentlichten Briefen des Kanzlers und der Fürstin Orloff nebst 2 Bildnissen

XIII, 174 Seiten gr. 8°. Geheftet RM 4.–, in Leinen RM 5.50

Ein überraschendes und bezauberndes Buch, in dem alles schlichte Natürlichkeit und edelste Grazie ist. An Hand von bisher unveröffentlichten Briefen entdecken wir hier mit Rührung eine neue, völlig unerwartete Seite an dem großen Kanzler: Die Geschichte einer späten Liebe rollt vor unseren Augen ab, einer Liebe, welche sich in die vergeistigte Form der Freundschaft rettet und nicht reich an äußeren Ereignissen ist, deren Ablauf jedoch alle seelischen Phasen und gefühlsmäßigen Höhepunkte einer echten Leidenschaft aufweist: Begegnung, Bezauberung, beglückende Gegenwart, Entsagung, Trennung, Wiedersehen, Verstimmung und Versöhnung, Tod und Verklärung. Es fehlen ferner nicht scherzhafte Geheimworte, die nur den Eingeweihten verständlich sind, und sorgfältig gehütete Souvenirs, die als mysteriöse Symbole sogar bis in die Sphäre der hohen Politik dringen. Denn der Lebensstil aller Beteiligten und vor allem das weltgeschichtliche Ausmaß der Persönlichkeit Bismarcks brachten es mit sich, daß dieses Idyll sich doch nicht völlig im rein privaten Bereich abspielen konnte; wie von selber flicht sich die Politik hinein, und Ausblicke auf Schicksal und Geisteshaltung des europäischen 19. Jahrhunderts tun sich auf. Ein warmes, sonniges Spätsommerlicht liegt über Bismarcks Begegnung mit der hinreißenden Katharina Orloff, dessen Glanz mit zärtlicher Wehmut gehegt, auch in seinen spätesten, winterlichen Tagen nie ganz erlischt.

Daß wir nun diese Briefe in der Haud halten und aus ihnen die Stimme der Vergangenheit unmittelbar vernehmen dürfen, hat an sich schon den stets großen, ursprünglichen Reiz einer neuen Entdeckung. Die Darstellung aber, durch welche der Enkel Katharinas dieses Erlebnis und seine Nachklänge sowohl in das Leben Bismarcks als auch des Ehepaares Orloff, ja wahrhaft in das Leben der Zeit organisch einordnet, bewirkt, daß man sich hier nicht nur historischen Dokumenten von hohem Rang, sondern einem scharmanten, reichhaltigen, im schönsten Sinn unterhaltenden Buche gegenübersieht.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

